

# Nexus

STUDENTISCHE ZEITSCHRIFT DES SEMINARS  
FÜR KLASSISCHE PHILOLOGIE AN DER RUB



# Impressum

**Herausgeber:** Fachschaft Klassische Philologie RUB, Adresse: GB 2/147, Universitätsstr. 150, 44801 Bochum, Telefon: +49(0)234/32-23894, Email: [fr-klassphil\[at\]rub.de](mailto:fr-klassphil[at]rub.de), Homepage: <https://nexus.blogs.ruhr-uni-bochum.de/>

**Verantwortliche RedakteurInnen (Vi.S.d.P.):** Julia Jennifer Beine (Antike interdisziplinär; Antike (inter-)national; Rezensionen und Vorstellungen), Jonathan Hartmann (Antike interdisziplinär; Wissenschaft und Forschung), Joana Kadir (Antike (inter-)national), Tim Reschop (Personen am Seminar), Ayse Topcu (Perspektiven; Rezensionen und Vorstellungen; Vermischtes), Caroline Wahl (Fachdidaktik; *Nexus* meets Schule; Panorama; Vermischtes)

**Kontakt zu allen RedakteurInnen:** GB 2/147, Universitätsstr. 150, 44801 Bochum, Telefon: +49(0)234/32-23894, Email: [nexus\[at\]rub.de](mailto:nexus[at]rub.de)

**Mitarbeit:** Lisa Fuchtmann, Katrin Grothus, Tobias Linke, Mirka Philipps, Christoph Schülke

**Gestaltung und Layout:** Julia Jennifer Beine (Antike interdisziplinär, Rezensionen und Vorstellungen, Panorama), Jonathan Hartmann (Wissenschaft und Forschung, Antike interdisziplinär, Panorama), Joana Kadir (Antike (inter-)national, Panorama, Paratext), Tim Reschop (Personen am Seminar, Fachdidaktik, *Nexus* meets Schule), Ayse Topcu (Rezensionen und Vorstellungen, Fachdidaktik, Perspektiven, Vermischtes), Caroline Wahl (Fachdidaktik)

**Titelbild:** Kevin Leiss, <https://kevinleiss.artstation.com/> (Graphik), Julia Jennifer Beine und Joana Kadir (Konzept)

## Online-Ausgabe

**Erscheinungsweise:** Halbjährlich

**ISSN:** 2365-6603

**Rechtliche Hinweise:** Die Verwendung aller Inhalte und insbesondere der Abdruck sowie die kommerzielle Verwendung in Printpublikationen oder im Internet bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung der RechteinhaberInnen und AutorInnen. Die Meinungen, die in den Artikeln zum Ausdruck kommen, spiegeln nicht unbedingt die Ansichten der Redaktion wider.

**Bildrechte:** S. 1: Illustration © Kevin Leiss, <https://kevinleiss.artstation.com/>. S. 4, 5, 84 Kaiserthermen Trier © GDKE-Rheinisches Landesmuseum Trier, Thomas Zühmer. S. 7: Dionysosmosaik. Central panel of the Dionysus Mosaic, showing a drunken Dionysus (Bacchus) needing support from a friend, Dionysus mosaic, from around A.D. 220-230, Romisch-Germanisches Museum, Cologne (8115563121). Foto © Carole Raddato, CC by-sa 2.0. URL: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/legalcode> Link: <https://bit.ly/2w562FJ>. S. 11: Grotius © Staatliche Bibliothek Regensburg, 999/Lat.rec.268, S.1, urn:nbn:de:bvb:12-bsb11103688-9. S. 11: Brambs © Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt, BV011739254, S.1. S. 17: Cover © C. H. Beck. S. 19: Cover © dtv. S. 22: Cover © WBG. S. 34: *Elefantenholzbuch* © Martin Schwarz, *Die Bibliothek der verwandelten Bücher*, 2016. S. 34: Sumpfpfyzypressen © Claudia Klodt, RUB. S. 35: Feigenbaum © Claudia Klodt, RUB. S. 36: Arbre genealogique des Rougon-Macquart © Bibliothèque nationale de France. S. 38: Tabelle Aufgabenteilung © Meret Strothmann, RUB. S. 39: Spiel Lucius 1 © Meret Strothmann, RUB. S. 39: Spiel Lucius 2 © Meret Strothmann, RUB. S. 40: white-male-1871391\_1920 © 3dman\_eu\_unter CC 0. 1.0. <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/legalcode>. Link: <https://pixabay.com/en/white-male-3d-man-isolated-3d-1871391/>. (Ausschnitt). S. 40: Porträt der Agrippina Minor © Landesmuseum Württemberg, P. Frankenstein / H. Zwietasch\_unter CC BY-SA 4.0. <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>. <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode> (Ausschnitt). S. 41: Emmanuelle © Clarissa Böhm. S. 42: College © Clarissa Böhm. S. 42: Clarissa © Clarissa Böhm. S. 43: College-Logo © Clarissa Böhm. S. 44: Blick auf den Cam © Arnold Bärtschi, RUB. S. 46: Punting auf dem Cam © Arnold Bärtschi, RUB. S. 48: Humboldt-Universität zu Berlin, Hauptgebäude, Unter den Linden 6 © Heike Zappe, Referat Öffentlichkeitsarbeit HU. S. 51: Studierende in der Eingangshalle der HU © Julia Jennifer Beine, RUB. S. 53: atlas-2493824\_1920 © 2102033\_unter CC 0. 1.0. <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/legalcode> Link: <https://pixabay.com/de/atlas-karte-reise-urlaub-welt-2493824/>. S. 55: Gilgamesch © Carlsen. S. 58: *Nexus*-Redaktion und *anwesenheitsnotiz* © Julia Jennifer Beine, RUB. S. 59: Die *Nexus*-Redaktion in Berlin © Julia Jennifer Beine, RUB. S. 61: Die *Nexus*-Redaktion vor dem Markt von Milet © Tim Reschop, RUB. S. 62: Tastmodell der Nofretete-Büste, Nahaufnahme © Staatliche Museen zu Berlin, Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Tastmodell der Nofretete-Büste, Foto: Andreas Paasch. S. 62: Tastmodell der Nofretete-Büste, Raumsituation © Staatliche Museen zu Berlin, Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Tastmodell der Nofretete-Büste, Foto: Andreas Paasch. S. 63: *Nexus* vor dem Alten Museum © Julia Jennifer Beine, RUB. S. 66: 3 Tabellen/Abbildungen © Caroline Wahl, RUB. S. 68: Teachers' Day Gruppenfoto © Reinhold F. Gleis. S. 71–73: 3 PPP-Folien © Lara Nowak. S. 76: Treffen mit Dr. Fritz Felgentreu © Julia Jennifer Beine, RUB. S. 79: Ad personam...Arnold Bärtschi © Anna Bärtschi.

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

ein langer Sommer mit viel Sonne geht zu Ende. Damit die dunklen Wintermonate dann etwas erfreulicher werden, präsentieren wir hiermit die bisher umfangreichste Ausgabe von *Nexus*!

Zu Anfang schließt Silvio Bär seine Artikelreihe zum griechischen Epos ab, indem er uns Beispiele dieser Gattung von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert vorstellt. Außerdem erhalten wir exklusive Einblicke in ein neu angelaufenes Forschungsprojekt zur griechischen Cento-Dichtung. Wer noch Lesestoff sucht, findet in *Rezensionen und Vorstellungen* genügend Vorschläge von Augustus über die Renaissance bis hin zum Nachleben des Lateinischen.

Eine bunte Mischung präsentiert uns dieses Mal das Ressort *Antike interdisziplinär*: So setzt Laura Martena ihren Artikel zur Pädagogik im antiken Athen aus der letzten Ausgabe fort. Wer die Ringvorlesung *Homer komparatistisch* im letzten Semester an der RUB verpasst hat, kann dies nun nachholen und bei uns einen Bericht über die Veranstaltung lesen; außerdem stellt uns Lena Linne das Thema ihres Vortrags noch einmal ausführlich vor. Zuletzt bekommen wir Antworten auf die Fragen, wie man durch Videospiele etwas über die Antike lernen kann und welche Rolle Bäume in der Literaturgeschichte spielen.

In dieser Ausgabe nimmt nun auch unser Ressort *Antike (inter-)national* Fahrt auf: Wer darüber nachdenkt, ein Semester an einer ausländischen Universität zu studieren, bekommt hier Informationen, welche Hilfen die RUB dafür bereitstellt. Außerdem gibt es zwei Erfahrungsberichte von Personen, die dieses Abenteuer bereits unternommen haben. Wohin, soll hier noch nicht verraten werden, aber wir hoffen, dass dies einigen Leserinnen und Lesern als Anregung dienen kann! Um den Dialog zwischen verschiedenen Universitäten zu fördern, haben sich Teile der Redaktion von *Nexus* außerdem auf eine Berlinexpedition begeben. Was wir dort erlebt haben, könnt ihr nicht nur in diesem Ressort, sondern auch in *Panorama* und *Perspektiven* nachlesen.

Im Februar hat an der RUB der *Teachers' Day* stattgefunden, um Lehrerinnen und Lehrer über die neuesten Forschungsergebnisse zur Fachdidaktik zu informieren. Natürlich ist da auch viel über Lateinunterricht diskutiert worden – Einblicke hierin bietet das Ressort *Fachdidaktik*. Danach stellt Caroline Wahl ihre Forschungen zu Texterschließungsmethoden im Lateinunterricht vor. Dass wissenschaftliches Arbeiten aber nicht erst mit dem Studium beginnt, zeigt unser neues Ressort *Nexus meets Schule*, in dem Schülerinnen und Schüler Abstracts von Facharbeiten u. ä. veröffentlichen können.

Und sonst? In *Perspektiven* findet ihr unter anderem den Beweis, dass man lateinische Theaterstücke auch heute noch im Original aufführen kann, und zum Schluss gibt's wie immer noch Veranstaltungshinweise für euch – das Wintersemester ist also gerettet!

Zuletzt möchten wir uns ganz herzlich bei allen Autorinnen und Autoren und allen weiteren Personen, die uns bei dieser Ausgabe unterstützt haben, bedanken. Wir haben uns sehr über die Aufnahme in die Förderlinie für studentische Initiativprojekte an der RUB durch inSTUDIES während der letzten beiden Semester und über die dortige Unterstützung gefreut. Wir hoffen, auch für die nächste Ausgabe zahlreiche Einsendungen und Anregungen sowie Unterstützung zu erhalten, und wünschen bis dahin viel Spaß bei der Lektüre! Übrigens: Die drei besten eingesendeten studentischen Artikel werden mit einem Buchgutschein (freundlicherweise von inSTUDIES gestellt) prämiert!

Eure *Nexus*-Redaktion

# Inhaltsverzeichnis

## WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

Greek Epic from Homer to Katantzakis: An Introduction and Overview  
by Silvio Bär S. 6

Der *Christus patiens* und die Poiesis der griechischen Cento-Dichtungen  
Ein Projektbericht von Maurice Parussel S. 10

## REZENSIONEN UND VORSTELLUNGEN

Mit Pontano nach den Sternen greifen  
Eine Buchrezension zu Dennis Wehs *Urania*-Edition  
von Niklas Gutt S. 14

Die Zeit des Zwergenaufstands. Die Renaissance oder Der Weg Europas zum Riesen  
Eine Buchrezension zu Roecks *Der Morgen der Welt* (2018)  
von Antti Lück S. 16

„Vater, ist es das wert gewesen?“ – „Ich muss daran glauben.“  
Eine Buchrezension zu John Williams' *Augustus* (1972)  
von Vincent J. Vogelsang S. 18

*Latein – da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co*  
Eine Buchvorstellung von Caroline Wahl S. 21

## ANTIKE INTERDISZIPLINÄR

Philosophie als Paideia: Lehren und Lernen in Athen  
Ein Essay von Laura Martena S. 23

*Memorial*, Or How Alice Oswald Excavates the *Iliad*  
An Article by Lena Linne S. 28

Ein Semester im Zeichen Homers  
Ein Vorlesungsbericht von Lisa Brammert und Nina Kullmann S. 31

Bäume der Literatur  
Ein Workshop der Bochumer Komparatistik und der TU Dresden  
Ein Bericht von Claudia Klodt S. 33

Spielend lernen in der Alten Geschichte an der RUB? – Das geht!  
Ein Kursbericht von Meret Strothmann S. 37

## ANTIKE (INTER-)NATIONAL

Antike Studieren in Hogwarts  
Mein Auslandsjahr an der University of Oxford  
Ein Erfahrungsbericht von Clarissa Böhm S. 41

Sechs Monate in der Elfenbeinstadt  
Ein Erfahrungsbericht von Arnold Bärtschi S. 43

Bochum *meets* Berlin  
Im Gespräch mit Studierenden der Latinistik in Berlin  
Ein Bericht von Tim Reschop S. 48

# Inhaltsverzeichnis

Die Welt ist ein Buch ... S. 51  
Teil 1: Antike international Studieren  
von Julia Jennifer Beine und Joana Kadir

## PANORAMA

*Quid novi?* Antikerezeption in Film, Comics und Videospielen  
Eine Kolumne von Arnold Bärtschi S. 54

Einmal hin und wieder zurück – *Nexus* auf Reisen  
Ein Reisebericht von Frauke Wahrmann S. 58

Eine Reise auf die Berliner Insel der antiken Schätze  
Ein Besuchsbericht zur Museumsinsel in Berlin  
von Julia Jennifer Beine S. 60

## FACHDIDAKTIK

Texterschließungsmethoden in Theorie und Praxis – Eine empirische Untersuchung  
Ein Abstract von Caroline Wahl S. 64

Latein ist tot, lang lebe Latein! – Der *Teachers' Day* an der RUB  
Ein Bericht von Feline Espe und Julian Kasper S. 68

Reinhold F. Gleis & Mirka Philipps: Abschied vom *Ablativus absolutus*?  
Theoretische Überlegungen und Corpusanalysen zu einer „typisch lateinischen“ Konstruktion  
Ein Vortragsbericht von Marie Fölln S. 69

## NEXUS MEETS SCHULE

Der kontraktualistische Ansatz in der *libertas*-Vorstellung des Livius  
Eine staatsphilosophische Deutung des Beginns des zweiten Buches (II,1)  
von Livius' *Ab urbe condita*  
Eine Vortragsverschriftlichung von Lara Nowak S. 70

## PERSPEKTIVEN

Zwischen Kür und Pflicht  
Ein Interview mit Fritz Felgentreu – von Caroline Wahl S. 74

Ein Blick hinter die Kulissen der Lateinischen Theater-AG zu Köln  
Ein Bericht der Kölner Theater-AG S. 77

Ad Dionysium quendam  
An einen Deniz, dessen Namenspatron Dionysos ist  
Ein Gedicht von Anna Elissa Radke S. 78

## PERSONEN AM SEMINAR

Ad personam ... Arnold Bärtschi S. 79

## VERMISCHTES

*Quid faciam?* S. 80

## Greek Epic from Homer to Kazantzakis: An Introduction and Overview

BY SILVIO BÄR

**Part 3: Quintus of Smyrna, Nonnus of Panopolis, John Tzetzes, and Nikos Kazantzakis**

**Epic is not only the oldest genre in Greek literature, it is also the most persistent and the most influential. Epic frames ancient Greek literary history with Homer's *Iliad* and Nonnus' *Dionysiaca*; it is revived again in the Byzantine period by John Tzetzes, and in the 20th century by Nikos Kazantzakis. This article provides an overview of the origins, history and development, and cultural significance of Greek epic from its earliest attestations to the modern period.**<sup>1</sup>

### Homer reloaded: Quintus of Smyrna

The period in Greek culture between approximately A.D. 50 and 250 is commonly referred to as the 'Second Sophistic'. The Second Sophistic is a cultural phenomenon which looks back, and seeks to revitalise and to imitate, the classical rhetoric and Attic prose of the fifth and fourth centuries B.C.<sup>2</sup> At first glance, there seems to be little room and interest for epic poetry in such a context. However, towards the end of the second century (perhaps a little later), an epic author called Quintus of Smyrna takes the stage and does exactly the unexpected: he writes an epic in a total of 14 books and 8786 lines about the end of the Trojan War – that is to say, he starts off exactly where the *Iliad* ends (after Hector's funeral) and renarrates all the remaining stories, such as the death of Achilles (Achilles' death is destined to occur shortly after Hector's defeat), the ruse of the Wooden Horse, the final sack of Troy, and the subsequent return of the Greek warriors back home. This epic, which is fittingly called the *Posthomerica* ("The Events after Homer"), thus fills the narrative gap between the two Homeric epics. What is more, Quintus' language resembles that of Homer in an astonishing way – so much so that one gets the impression as if Homer himself has been resurrected and is telling all the stories that he had 'forgotten' to report a thousand years ago.

Scholars have long debated the question as to why Quintus attempted to imitate Homer on such a large scale, and why he did this in a cultural context which was seemingly not favourable towards poetry. For a long time, this question was answered to the general disadvantage of Quintus – often he was discredited as a slavish admirer

who followed his Homeric model very closely, but without any higher aspirations. More recent scholarship has provided more nuanced answers to this question. With his close imitation of Homer both in form and content, Quintus behaves very differently from Apollonius of Rhodes who, as shown in the previous part of this article,<sup>3</sup> defies and rewrites Homer in many respects. By doing so, Quintus inscribes himself onto a long tradition of epic production (we must not forget that there were many more epics than those mentioned so far, most of which are now lost); this tradition had always been in a constant dialogue with the Homeric epics, and by his decision to appear as a fervent 'Homerist' Quintus enters into this tradition. Simultaneously, Quintus also inscribes himself onto an established practice of rewriting and renewing the Homeric epics – a practice which has existed for many centuries, but becomes particularly fashionable during the Second Sophistic. For the most part, Second Sophistic prose authors such as Lucian and Philostratus rewrite parts of the Homeric account, claiming that Homer had been lying and that someone else – for example a character known from the Homeric epics – was now going to reveal the entire truth (often, the character of Odysseus is employed to this end). Quintus, in turn, bucks this contemporary trend of criticising and correcting Homer by virtually masquerading as Homer himself and thus implying that Homer was actually right in what he said (and the way he said it) after all. Thus, the *Posthomerica* can be understood as a conservative response to the revisionist tendencies 'against' Homer in the Second Sophistic.<sup>4</sup> At the same time, with his Homericising epic during a period that was directed at a 'glorious past', Quintus also harks back to the centuries-old idea of Homer as a unificator of the Greeks under the 'Panhellenic idea'.

### Celebrating Dionysus, celebrating Christ: Nonnus of Panopolis

The period between, roughly, A.D. 300 and 600 – that is, from late antiquity up until the early Byzantine period – was one of the most prolific periods for the production of Greek epic. A particular 'hot spot' of Greek epic at that time was Egypt, which at that time belonged to the Eastern Greek Empire; Greek was not only the official language of Egypt, but it was also, for the most part, the language of culture and erudition. Thanks to numerous finds of papyri in the Egyptian desert, it has

been possible to reconstruct a multi-faceted picture of epic production at that time and in that area, although we often only have small fragments, not entire works.<sup>5</sup> One author, however, sticks out from this huge pile like an iceberg, since his epics have survived in full: Nonnus of Panopolis. Nonnus is the author of two epic poems which, at first sight, are diametrically opposed: on the one hand, we have a gigantic epic with a total of 21,382 lines about the life, deeds and adventures of Dionysus, the Greek god of wine and intoxication, immortal son of Zeus and Semele (a princess who was immortalised by Zeus because he had fallen in love with her). On the other hand, Nonnus also wrote an epic *Paraphrase of St. John's Gospel* in 22 books and 3650 lines, that is, a poetic renarration of an originally prosaic text. This juxtaposition of a pagan and a Christian epic by the same author, along with the praise for both a pagan and the Christian God, used to puzzle scholars so much that they often assumed there must have been two different poets who both happened to be called Nonnus and to have lived at the same time and in the same area. Other scholars speculated that one and the same Nonnus could be the author, but that he must have converted from one religion to the other at some point in his life. More recent research, however, has shown that there is no reason for such assumptions; in fact, it was rather common in late antiquity that poets would change their 'poetic mask' in such a way, once taking on the role of a pagan, once that of a Christian; a change of the 'poetic mask' does not necessarily impinge on the author's personal beliefs (or vice versa).<sup>6</sup>



The drunken Dionysus (left) is sustained by a friend. Detail of the Dionysus mosaic in Cologne (Römisch-Germanisches Museum), approx. 230 A.D.

Linguistically, the *Dionysiaca* in particular presents an unprecedented challenge to its readers, since Nonnus' language is full of rare words, neologisms, syntactic distortions, etc. Content-wise, it is very complex, too; the main story line (that is, Dionysus' birth, childhood, youth, and his subsequent military expedition to India

and back home) is interrupted by numerous digressions and side-stories which are often only loosely connected.<sup>7</sup> This style of narration is typical of many poetic narratives of late antiquity and marks a recognisable change in storytelling which some scholars have chosen to call a 'jeweled style'.<sup>8</sup> That being said, Nonnus in his *Dionysiaca* looks back at Homer and acknowledges him as his main poetic model despite all the differences and developments that Greek epic underwent in the 1200 years that stand between the two poets. On one occasion, in an invocation to the Muse in the middle of the epic (*Dion.* 25.264–270), Nonnus even explicitly refers to Homer as his "father" (line 265).<sup>9</sup> The fact that the same author uses epic as a means of expression for two poems which are so different in form, tone and content, and that he would do so in explicit reference to Homer, clearly demonstrates that epic, and the tradition inherited with it, was still considered an appropriate means of poetic expression at the transition point between late antiquity and the early Byzantine period. Simultaneously, the fact that epic was still open to changes, modifications and adaptations also testifies to the general flexibility of the genre. The oral origins of the epic tradition had long been lost and forgotten, and the Greek world had changed tremendously (as had the language itself); nevertheless, epic 'frames' ancient Greek literary history like no other genre and thus attests to a feeling of shared cultural continuity.

### The Byzantine Renaissance: John Tzetzes

Within the long and complex history of the Byzantine Empire, the twelfth century A.D. is a period of prime importance. Politically, it is a period of territorial recovery and expansion (the so-called 'Komnenian Restoration' under the Komnenian dynasty). Intellectually and culturally, it is a period which harks back to antiquity and seeks to revitalise the literary and cultural achievements of the 'glorious classical past' in a hitherto unprecedented way (therefore, the culture and civilisation of twelfth-century Byzantium is often referred to as the 'Twelfth-Century Renaissance'). Within the intellectual life of this period, the polymath, poet and grammarian John Tzetzes (A.D. 1110–1180) stands out as a key figure. Like possibly no one else from this period, Tzetzes embodies the prototypical Byzantine-Renaissance polymath who looks back at ancient literature in an unparalleled learned manner, but at the same time also reshapes and reworks the inherited knowledge in creative ways. Within Tzetzes' vast oeuvre, we can also find an epic poem: the *Carmina Iliaca* ("The Iliadic Songs") in three books: the *Antehomerica* ("The Events before Homer"), the *Homerica* ("The Homeric Events"), and the *Posthomerica* ("The Events after Homer"). As the titles indicate, Tzetzes' text revives Homeric poetry by

renarrating the entire Trojan War from beginning to end in strongly Homericising language and tone, while, at the same time, also incorporating numerous postclassical features which transcend the conventions of classical epic poetry and thus bring out a typically Byzantine texture. Notably enough, Tzetzes' *Carmina Iliaca* is the only poetic renarration of the whole Trojan saga that exists at all, whereas in antiquity all poetic accounts of the Trojan War only deal with parts of the story. In addition to this, Tzetzes also had the strange habit of writing commentaries on his own texts, and so he did on his *Carmina Iliaca*. As in the Hellenistic period before him, Tzetzes thus combines the role of a poet and a scholar in one and the same person.<sup>10</sup>

In light of the persistent cultural and political importance of the Trojan narrative in the Byzantine era, the *Carmina Iliaca* can be viewed as a focal point of the continuity from ancient to mediaeval Greek literature. Indeed, Tzetzes is fairly outspoken and self-confident about his enterprise. Unlike Nonnus, he does not look up to Homer as his 'father', but he boldly states, in the opening lines to the *Antehomerica*, that he is filling a gap which Homer failed to fill (lines 1–6):

Αργαλέου πολέμοιο κακὸν πόνον Ἰλιακοῖο  
ἔννεπε, Καλλιόπεια, ὅφ' ἡμετέρῃσιν αἰοδαῖς,  
ἀρχῆθε δ' ἐπάειδε καὶ ἐς τέλος ἐξερέεινε,  
ἐξ ὅτε ὁ Πρίαμος λοιγὸν Τρώεσσι φυτεύει  
Δύσπαριν οὐλόμενον, ἀρχὴν πολέμοιο κακοῖο,  
τὸν νόος οὐκ ἐρέεινεν Ὀμήρου κυδαλίμοιο.  
Of the painful Trojan war's terrible toil  
speak, Kalliope, through our songs,  
sing it and search for it from beginning to end –  
from the point onwards when Priam planted destruction for  
the Trojans:  
the cursed Paris, the beginning of the terrible war,  
about whom the mind of the renowned Homer hadn't said a  
thing.

Tzetzes here programmatically goes back to the very beginning of the Trojan War – literally, to its seeds: the procreation of Paris who, by abducting Helen from Sparta to Troy, was going to initiate "the painful Trojan war's terrible toil". This reference back to the origins of the Trojan War can be interpreted, metaphorically, as a reference back to the classical origins, which is typical of a period of renaissance. Like Quintus of Smyrna in the Second Sophistic, Tzetzes attempts to achieve this end by reviving and rewriting Homer, the founding father of Greek epic; contrary to Quintus, though, he does not masquerade as Homer. Interestingly, it is only here, in the opening lines, that Tzetzes mentions Homer by name, whereas he mentions Quintus as his source on several occasions. Homer, it seems, is explicitly read

through Quintus; the Second Sophistic thus constitutes a frame of reference through which the origins of Greek epic are focalised.

#### Odysseus' final return: Nikos Kazantzakis

As we know by now, the continuation and/or rewriting of Homer is a recurrent pattern in the history of Greek literature. When John Tzetzes wrote his *Carmina Iliaca*, the epic language he used – which was inherited from Homer and was more than two thousand years old at that point – was as alien to the Greek speakers of the twelfth century A.D. as it is to us today. Nevertheless, Tzetzes chose to use this old artificial idiom, along with the compulsory hexameter form (imagine, for the sake of comparison, that a contemporary English author were to write a renarration of *Beowulf* in Old English, or a Scandinavian author a retelling of the *Edda* in Old Norse). In so doing, Tzetzes deliberately looked back at – and attempted to revive – a 'glorious past' not only in terms of content, but also from a formal point of view. Several hundred years later, in 1938, Nikos Kazantzakis (1883–1957) published yet another epic: a continuation of Homer's *Odyssey*, which he simply called *Odyssey* by itself. Unlike Tzetzes, though, Kazantzakis did not choose to revive Homer's epic idiom; on the contrary, he chose to virtually revolutionise Greek epic poetry by taking the modern vernacular form of contemporary Greek – the *Dimotiki* ("the language of the people") – as his means of expression at a time when the *Katharévoussa* ("the purified language") was still the official language in Greece.<sup>11</sup> In contrast to Ancient Greek, Modern Greek does not distinguish between short and long vowels (that is to say, the long vowels and diphthongs inherited from Ancient Greek have 'collapsed' into short vowels in Modern Greek), as a result of which the distinction between long and short syllables, which is relevant for the structure of a hexameter, no longer exists either. Consequently, Kazantzakis also chose to dispose of the traditional hexametric form, and instead used simple 17-syllable verses. The ramifications of these formal choices can hardly be overestimated, since the definition of epic, as we saw above, had been based on the hexametric form and the mixed epic dialect since Homer, and all epic revivals ever since that time adhered to this model. By writing a poetic sequel to Homer's *Odyssey* in 24 "Rhapsodies" – and thus clearly harking back to the 24 books of Homer's epic as well as to the oral ancient tradition of oral performance – Kazantzakis inscribes himself onto the epic tradition without doubt, but simultaneously he alters, rewrites, and virtually revolutionises this tradition in a hitherto unprecedented way.

The first seven lines of the prologue in the original language, alongside an English translation, may give an

impression of the tone and the beauty of Kazantzakis' new epic idiom:

Ἦλιε, μεγάλη ἀνατολή μου, χρουσό σκουφὶ τοῦ νοῦ μου,  
ἀρέσει μου στραβὰ νὰ σὲ φορῶ, πεθύμησα νὰ παίξω,  
ὅσο νὰ ζεῖς, ὅσο νὰ ζῶ κι ἐγώ, γὰ νὰ χαρεῖ ἡ καρδιά μας.  
Καλὴ `ναι τούτη ἡ γῆς, ἀρέσει μας, σὰν τὸ σγουρὸ σταφύλι  
στὸν μπλάβο ἀγέρα, Θέ μου, κρέμεται, στὸ δρόλαπα  
κουνιέται  
καὶ τὴν τσιμπολογοῦν τὰ πνέματα καὶ τὰ πουλιὰ τοῦ  
ἀνέμου·  
ἄς τὴν τσιμπολογήσουμε κι ἐμεῖς, νὰ δροσερέψει ὁ νοῦς  
μας!  
Oh Sun, my great star from the East, golden bonnet of my  
mind,  
it pleases me to put you on crooked, I was longing to play,  
as long as you live, as long I live too, so that our hearts will  
rejoice.  
Beautiful is this earth, it pleases us; like the curly grape  
it floats, my God, in the blue wind, in the storm it swings,  
and the spirits and the birds of the wind peck on it:  
let's peck on it, us too, so that our minds refresh themselves.

Kazantzakis' *Odyssey* is a sequel to Homer's *Odyssey* in the sense that it starts off as a direct continuation of the Homeric narration: after returning to Ithaca, having killed his wife's suitors and reinstalled himself in his old kingdom, Odysseus soon feels the urge for new journeys and new adventures. First, he travels the 'old' world backwards, that is, he visits places he had visited before (Sparta, Crete, Egypt). Subsequently, though, he leaves his old haunts behind – both geographically and mentally – and sets out upon new adventures that take him away from the frame of antiquity and into the modern world. He is transformed into an ascetic, meets a reincarnation of Buddha, and, as a highlight, Jesus in the form of an African fisherman; he finally dies as far off as the Antarctic when he is hit by an iceberg. With his extreme travels and his numerous encounters with figures both from the ancient and the modern world, Kazantzakis' *Odyssey* is often described as an embodiment of an eternal traveller, an outcast, an unremitting migrant who, by looking out for absolute freedom, is, in fact, only trying to find himself. In contrast with the Homeric Odysseus, Kazantzakis' Odysseus does not find peace in his home-coming: on the contrary, his home-coming only confronts him with his own limits, and he realises that only as a constant traveller can he – eventually – find peace in an unforeseen death, in a remote place.

It seems, of course, tempting to interpret Kazantzakis' Odysseus as an allegory of the author himself. Even more so, Kazantzakis' Odysseus can also be regarded as the personification of a collective search for identity. As we have noted, Greek epic stands for the idea of

Greek cultural heritage and continuation from the first beginnings to the twentieth century. Like probably no one else, Kazantzakis embraces this idea as much as he expands it, breaks it open, and also questions it fundamentally – both in terms of form and in terms of content. It remains to be seen whether Odysseus' death by an iceberg also marks the ultimate death of Greek epic – or whether this resilient literary genre will be resurrected again, at some point in the future.<sup>12</sup>

#### Appendix: Scope and length of the epics discussed

Homer, *Iliad*: 24 books, 15,693 lines  
Homer, *Odyssey*: 24 books, 12,020 lines  
Hesiod, *Theogony*: 1 book, 1022 lines  
Hesiod, *Works and Days*: 1 book, 828 lines  
Apollonius of Rhodes, *Argonautica*: 4 books, 5832 lines  
Quintus of Smyrna, *Posthomerica*: 14 books, 8786 lines  
Nonnus of Panopolis, *Dionysiaca*: 48 books, 21,382 lines  
Nonnus of Panopolis, *Paraphrase of St. John's Gospel*: 22 books, 3650 lines  
John Tzetzes, *Carmina Iliaca*: 3 books, 1675 lines  
Nikos Kazantzakis, *The Odyssey: A Modern Sequel*: 24 books (called "Rhapsodies"), 33,333 lines

#### References

- Bannert, Herbert and Nicole Kröll. 2016. "Nonnus and the Homeric Poems." In: Domenico Accorinti (ed.), *Brill's Companion to Nonnus of Panopolis*. Leiden and Boston: Brill, 481–506.
- Bär, Silvio. 2010. "Quintus of Smyrna and the Second Sophistic." *Harvard Studies in Classical Philology* 18 (2010) 287–316.
- Bien, Peter. 1972. *Kazantzakis and the Linguistic Revolution in Greek Literature*. Princeton: Princeton University Press, 1972.
- Bowie, Ewen. 2012. "The Second Sophistic." In: Simon Hornblower, Antony Spawforth and Esther Eidinow (eds.), *The Oxford Classical Dictionary*. 4. rev. ed. Oxford and New York: Oxford University Press, 1337–1338.
- Makrinos, Antony. 2011. "Reception, Byzantine." In: Margalit Finkelberg (ed.), *The Homer Encyclopedia*. Malden, Oxford and Chichester: Wiley-Blackwell, vol. 3, 717–719.
- Miguélez Caverro, Laura. 2008. *Poems in Context: Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD*. Berlin and New York: Walter de Gruyter (Sozomena 2).
- Nilsson, Ingela. 2004. "From Homer to Hermoniakos: Some Considerations of Troy Matter in Byzantine Literature." *Troianalexandrina* 4 (2004) 9–34.
- Roberts, Michael. 1989. *The Jeweled Style: Poetry and Poetics in Late Antiquity*. Ithaca and London: Cornell University Press.
- Shorrock, Robert. 2001. *The Myth of Paganism: Nonnus, Dionysus and the World of Late Antiquity*. London: Bristol Classical Press.

Verhelst, Berenice. 2017. *Direct Speech in Nonnus' Dionysiaca: Narrative and Rhetorical Functions of the Characters' "Varied" and "Many-Faceted" Words*. Leiden and Boston: Brill (Mnemosyne Suppl. 397).

- 1 This is the (slightly modified) English version of an article that was published as "DET GRESKE EPOS FRA HOMER TIL KAZANTZAKIS: INNFORING OG OVERBLIKK". *Klassisk Forum* (2017/1) 52–72. In *Nexus* it is published in three parts. In line with the introductory nature of this article, references to scholarly literature are restricted to a few selective items; wherever possible, I draw the reader's attention to overview chapters in handbooks or companions that are easily accessible. Translations from Greek are mine unless otherwise indicated.
- 2 Cf. Bowie (2012) for an overview of the phenomenon and its main characteristics and authors.
- 3 Bär, Silvio: "Greek Epic from Homer to Kazantzakis: An Introduction and Overview. Part 2: Homer, Hesiod, and Apol-

- lonius of Rhodes". *Nexus* 6 (2018) 8–12.
- 4 Cf. my thoughts on the *Posthomeric* within the context of the Second Sophistic in Bär (2010).
- 5 Cf. the study by Miguélez Caveró (2008).
- 6 Cf. the study by Shorrock (2011).
- 7 Verhelst (2017) 301–307 provides a neat summary of the *Dionysiaca*.
- 8 The term was coined by Roberts (1989).
- 9 On the relation between Nonnus and Homer, and Nonnus' explicit references to Homer, cf. the chapter by Bannert and Kröll (2016).
- 10 On reworkings and renarrations of Homer in the Byzantine era in a wider context, cf. Nilsson (2004) and the survey provided by Makrinos (2011).
- 11 On Kazantzakis' role in the Greek language question, cf. the study by Bien (1972).
- 12 I would like to thank Sofia Heim, Magnus Løken and Nikolaos Xydis for helpful feedback on the passage about Kazantzakis in an earlier draft of this article. Further thanks are owed to Panagiotis Farantatos for his help with Kazantzakis' Greek.

## Der *Christus patiens* und die Poiesis der griechischen Cento-Dichtungen

EIN PROJEKTBERICHT VON MAURICE PARUSSEL

**H**ingegen der Autor des Griechischen Trauerspiels weiß weder, was zu einer Tragödie gehört; noch wie er recht schreiben und den Stilum führen soll. Denn, was das erste anlangt, so ist nicht die geringste Disposition oder ordentliche Einrichtung darinnen wahrzunehmen [...].<sup>1</sup> So schrieb Daniel Wilhelm Triller im Jahre 1723 über die griechische Passionstragödie *Christus patiens*. Ein vernichtendes Urteil – doch genau dieser Text ist nun Gegenstand eines neuen Forschungsprojektes an der Ruhr-Universität Bochum.

Als im Jahre 1542 in der Druckerei des Antonio Blado in Rom die Erstausgabe<sup>2</sup> der Passionstragödie *Christus patiens* in den Druck ging, war in keiner Weise absehbar, welche kontroverse und teils auch emotionale Debatte um das Werk und insbesondere um die im Druck angegebene Autorschaft Gregors von Nazianz (329–390) sich an diesem Text entzünden sollte. Vielmehr gestaltete sich die Erstveröffentlichung des Textes als Teil der maßgeblich von Papst Julius III (1469–1549) und Marcello Cervini (1501–1555)<sup>3</sup> angestoßenen Bemühung der Festigung der vatikanischen Bibliothek als ein wichtiges Zentrum für die Arbeit an den wiederentdeckten antiken

griechischen Texten. Die Veröffentlichung einer antiken griechischen Passionstragödie, welche auf der Grundlage der handschriftlichen Überlieferung zudem dem berühmten Kirchenvater Gregor von Nazianz zugeschrieben werden konnte, schien zu diesem Zweck zweifellos besonders geeignet, was sich auch an ihrer Stellung als einer der ersten der in den folgenden Jahren unter Aufsicht der vatikanischen Bibliothek bei Blado in großer Zahl veröffentlichten griechischen Texte erkennen lässt.

Trotz des großen Interesses an der Tragödie, welches unter anderem in zwei massenhaft vertriebenen Raubdrucken aus dem Jahr 1544 sowie insgesamt vier verschiedenen lateinischen Übersetzungen im unmittelbaren zeitlichen Umfeld der Erstveröffentlichung Ausdruck fand, schlug die anfängliche Faszination für die Schilderung der Passion Christi in Form einer klassischen griechischen Tragödie κατ' Εὐρωπαϊδῶν schnell in eine gewisse distanzierte Haltung gegenüber den ungewöhnlichen Inhalten und der sprachlichen Gestaltung um. So äußerte als erster Johannes Löwenklau in seiner 1571 erschienenen lateinischen Gesamtübersetzung der Werke Gregors von Nazianz ernsthaften Zweifel an der Richtigkeit der Zuschreibung der Tragödie zum Œuvre

Gregors, wobei er insbesondere metrische und stilistische Gründe anführte, welche den als hervorragenden Dichter bekannten Kirchenvater kaum als Autor dieses Werkes in Frage kommen ließen.<sup>4</sup> Flankiert wurden diese Zweifel an der Autorschaft Gregors darüber hinaus von einer vielfach betonten Anstößigkeit der theologischen Ausrichtung des Werkes. So könne die Darstellung der übermäßig den Tod ihres Sohnes beklagenden und diesen nicht akzeptierenden Maria mit der theologischen Grundhaltung, die man generell bei Gregor erkennen könne, unter keinen Umständen kongruieren, wie erstmalig von Kardinal Cesare Baronio im Jahre 1588 angemerkt wurde.<sup>5</sup> Eine Verfestigung erfuhr diese zunehmend verbreitete Ablehnung der Autorschaft Gregors zudem durch den sich immer weiter verfestigenden Kenntnisstand über die dem Werk zugrundeliegende Technik der Cento-Dichtung, deren Ausmaß erstmalig ansatzweise im Jahre 1603 von Antonio Possevino erkannt und zugleich als eines Gregor von Nazianz unwürdig eingeschätzt wurde.<sup>6</sup>



Das Titelblatt des *Christus patiens* von Hugo Grotius. Der Höhepunkt der protestantischen Vereinnahmung der griechischen Tragödie.

Ausgehend von dieser in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer stärker ausgeprägten Kritik an dem Cento-Drama, welches sich – zumindest nach momentanem Stand – zu etwa der Hälfte der insgesamt 2602 Verse aus unterschiedlich stark veränderten Versen aus verschiedenen attischen Tragödien zusammensetzt, avancierte die Tragödie im 17., 18. und 19. Jahrhundert im Rahmen der philologischen Wissenschaft

zunehmend zu einem Sonderthema, wobei sie als Sinnbild der Fehlerhaftigkeit in der Autorzuschreibung handschriftlicher Überlieferungsträger zumeist negativen Kritiken ausgesetzt war. Ungeachtet dieser zuweilen vernichtenden Kritik an der literarischen Qualität der Tragödie, welche sich als ein bestimmendes Element der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Werk ausmachen lässt, lässt sich außerhalb der wissenschaftlichen Kontexte, in denen fast ausschließlich die zumeist negativ beantwortete Frage nach der Autorschaft Gregors von Nazianz im Mittelpunkt stand, eine umfassende Rezeption der polarisierenden Tragödie feststellen. So lässt sich die theologisch bedeutsame Darstellung der emotionalen und auch zutiefst menschlichen Maria als ein wichtiges Element spätmittelalterlicher Passionsspiele und Marienklagen ausmachen, wobei der Einfluss des seit dem Hochmittelalter in Europa handschriftlich verbreiteten *Christus patiens* auf diese Entwicklung bisher kaum untersucht wurde.



Die Frage nach der Autorschaft blieb vor allem im 19. Jahrhundert das bestimmende Thema in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Davon abgesehen ging die Bedeutung, welche der unkonventionellen Darstellung der Passion Christi und der dort in Erscheinung tretenden Personen beigemessen wurde, so weit, dass die Deutungshoheit über das Stück in der Reformationszeit und im von Kriegen und sonstigen konfessionellen Streitigkeiten geprägten 17. Jahrhundert zu einem wichtigen Element theologischer Auseinandersetzungen avancierte,

deren wirkmächtigstes Resultat wohl unzweifelhaft die protestantisch geprägte lateinische Übertragung des Stückes durch Hugo Grotius darstellt.<sup>7</sup> Wenngleich zu weit weniger Beachtung gekommen, zeigte sich abgesehen von dieser protestantischen Vereinnahmung der Tragödie auch ein starkes Interesse von Seiten verschiedener gegenreformatorischer Bewegungen an dem Stück, in deren Folge sich eine umfangreiche Rezeption und Weiterverarbeitung im Kontext zahlreicher Jesuitendramen fand. Zugleich blieb die außerwissenschaftliche Rezeption nicht auf die Auseinandersetzung um die theologische Deutungshoheit beschränkt. Vielmehr entwickelte das Stück eine wichtige Bedeutung für die kulturelle Legitimation der sich im 19. Jahrhundert formierenden griechischen Nationalbewegung. Im Kontext dieser von griechischen Nationalisten in Gang gesetzten Rezeption avancierte das Drama, dessen potentieller Ursprung bei Gregor von Nazianz grundsätzlich ausgeschlossen wurde, zu einer genuin griechischen Tragödie aus byzantinischer Zeit, welche unter Rückverweis auf die glorreiche antike Vergangenheit zunehmend als Beleg für die geistige Größe des griechischen Volkes fungierte und zu zahlreichen nationalistisch geprägten Nachdichtungen anregte.

Ungeachtet dieser inhaltlich, stilistisch und rezeptionshistorisch höchst vielfältigen Konzeption der Tragödie blieb die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser auch im 20. Jahrhundert zumeist auf die Frage nach der Autorzugehörigkeit beschränkt. Insbesondere diese mangelnde Berücksichtigung des literarischen Potentials des *Christus patiens* als bedeutendes Zeugnis griechischer Cento-Dichtung bildet den Anstoß für das von Prof. Dr. Baumbach geleitete und maßgeblich gestaltete Projekt zur Poiesis der griechischen Cento-Dichtungen unter besonderer Berücksichtigung des *Christus patiens*, welches durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit November 2017 am Seminar für Klassische Philologie der Ruhr-Universität Bochum ermöglicht wird.

Dabei lassen sich für dieses unter Beschäftigung von drei Wissenschaftlichen Mitarbeitern (Dr. Bettina Bohle, Lena Krauss und Maurice Parussel) durchgeführte Projekt insgesamt sechs Kernziele bestimmen, welche das historische Phänomen der griechischen Passionstragödie verständlich machen und zugleich einen speziellen Zugang zu dem Text gewähren sollen, welcher die Cento-Technik für den Rezipienten bei der Lektüre erfahrbar macht.

So besteht das Ziel des Projektes zunächst in der Edition des griechischen Textes, dessen Überlieferung bisher nur unzureichend rekonstruiert werden konnte, weshalb in der bisher maßgeblichen Textausgabe von

André Tuilier aus dem Jahre 1969<sup>8</sup> abweichende bzw. weniger breit überlieferte richtige Lesarten vielfach keine Berücksichtigung finden. Aus diesem Grund setzt sich das Projekt zur Erstellung einer validen Textgrundlage zunächst eine Rekonstruktion der handschriftlichen Überlieferungstradition der Tragödie sowie eine Kollationierung aller 30 bisher bekannten Handschriften zum Ziel. Auf der Grundlage dieser Neuedition des Textes soll darüber hinaus eine deutsche Neuübersetzung der Tragödie angefertigt werden, deren aktuellste Übersetzung noch aus dem Jahr 1893 stammt und in Folge dessen nicht auf einer verlässlichen Textgrundlage fußt.

Zugleich soll die auf diese Weise erarbeitete Textgrundlage den Rezipienten in einer speziellen Form zugänglich gemacht werden, welche der dem Stück zugrundeliegenden Cento-Technik Rechnung trägt. Demnach wird der edierte griechische Text in Form einer online-Edition veröffentlicht, welche eine selektive Auswahl der angezeigten Elemente ermöglicht. So kann der Betrachter der Edition aus dem Bestand des griechischen Originaltextes (wahlweise mit oder auch ohne textkritischen Apparat), der deutschen Übersetzung sowie der zugehörigen griechischen Vorlage-Verse der Cento-Passagen im Werk die zur Anzeige erwünschten Elemente auswählen. Auf diese Weise wird die parallele Lektüre des *Christus patiens* und seiner unmittelbaren Vorlagen ermöglicht, wobei ein intertextueller Zugang zur Cento-Tragödie zugleich durch die Anzeige der jeweils umliegenden Verse der Vorlagentexte gewährleistet wird. Auch diese Verse werden in einer deutschen Übersetzung angeboten, wodurch einem möglichst großen Adressatenkreis aus unterschiedlichen verwandten Disziplinen ein Zugang zum Text ermöglicht wird.

Diese Orientierung an einem möglichst breitem Publikum soll zugleich auch durch die in einem dritten Teilprojekt betriebene Kommentierung der gesamten Tragödie gestärkt werden. So wurde der Auftrag zur Kommentierung von insgesamt 21 gebildeten Kommentierungsportionen des Tragödientextes an Philologen sowie Wissenschaftler aus verschiedenen Nachbardisziplinen der Klassischen Philologie vergeben. Die auf diese Weise erstellten Kommentare sollen ebenfalls online zugänglich gemacht und wahlweise zusammen mit dem Editionstext angezeigt werden. In enger Verbindung zu diesen drei Teilprojekten sollen zudem alle weiteren griechischen Centones unter Auslassung der von einer anderen Methodik bestimmten Homer-Centones ebenfalls in der online-Datenbank erfasst und unter Verwendung der auch beim *Christus patiens*-Text zur Anwendung gebrachten Anzeigemöglichkeiten präsentiert werden.

den Blick genommen, welche die kulturelle und literarische Rezeption nicht nur begleitete, sondern vielfach auch entscheidend mitbestimmte, wodurch zugleich die Wechselwirkung von gesellschaftlichen Entwicklungen und wissenschaftlicher Arbeit anhand des konkreten Beispiels skizziert wird.

Unter Rückgriff auf diese unterschiedlichen Ansätze sollen die drei Einzelprojekte eine Ergänzung zu der schwerpunktmäßig angestrebten Neuedition, Übersetzung und Kommentierung der Cento-Tragödie bieten. Der *Christus patiens*, der wie kaum ein anderes Werk der antiken Literatur aufgrund seiner zahlreichen Brüche mit gängigen Konventionen in Hinblick auf den sprachlichen Stil, die Gattungscharakteristika sowie die inhaltliche Ausrichtung Generationen von Philologen gegen sich aufbrachte, erfährt dabei eine gewisse Rehabilitierung als ein literarisches Werk mit einem ihm eigenen Wert, welcher sich insbesondere in Abgrenzung zu festgefühten Konventionen in der von ihm geschaffenen Verkörperung der vielfältigen Möglichkeiten der Literatur konstituiert. Der *Christus patiens* erscheint dabei ganz unabhängig von der Beantwortung der Frage nach der Autorschaft Gregors von Nazianz in keiner Weise als das Werk eines literarisch und poetisch unerfahrenen und untalentierten Stümpfers,<sup>9</sup> sondern weist ein nicht zuletzt anhand seiner umfangreichen Rezeption ersichtliches umfangreiches poetisches Potential auf, welches die Lektüre des Cento-Dramas auch für ein breites Zielpublikum höchst abwechslungsreich und kurzweilig werden lässt.

Weitere Informationen zum Projekt sowie die ersten Passagen der sukzessive veröffentlichten Edition und Übersetzung finden sich unter: [www.ruhr-uni-bochum.de/griechischecentones](http://www.ruhr-uni-bochum.de/griechischecentones).

Auf der Grundlage dieser online zur Verfügung gestellten Editionen, Übersetzungen und Verweise auf die Ursprungstexte der entlehnten Verse strebt Lena Krauss mit ihrem Teilprojekt eine zusammenhängende Betrachtung der bisher wenig beachteten Gemeinsamkeiten innerhalb des Corpus der griechischen Centones an. Die von ihr betriebene Forschung zielt dabei vor allem darauf ab, die poetischen Besonderheiten der griechischen Centones insbesondere in Abgrenzung zur lateinischen Cento-Dichtung herauszuarbeiten. In diesem Zusammenhang soll zudem die Tradition der bisher nur wenig beachteten Textfamilie der griechischen Centones mit besonderem Fokus auf ihrer spezifisch griechisch-parodistischen Schreibweise in den Blick genommen werden, um unter Berücksichtigung des antiken Verständnisses von Poiesis und Parodie die spezielle Poetik der Gattung erfahrbar zu machen.

Auf diese Weise steht dieses Teilprojekt in enger Verbindung zu dem von Dr. Bettina Bohle bearbeiteten Einzelprojekt, welches sich vorrangig mit den Charakteristika der antiken literarischen Gattung befasst. Dabei soll anhand des *Christus patiens*, welcher einerseits durch seine literarische Technik der Cento-Dichtung zwangsläufig mit den übrigen griechischen Cento-Dichtungen kongruiert und andererseits durch die zahlreichen Einschreibungen in die antike griechische Tragödie eine enge Anlehnung an diese literarische Gattung schafft, ein Verständnis für die Bedeutung von Gattungszuschreibungen in der Literatur geschaffen werden. Vor diesem Hintergrund sollen zudem Fragen nach den Übergängen von der Einzeltextreferenz zur Systemreferenz sowie nach dem Zusammenhang von Überzeitlichkeit und historischer Verortung im Gattungsbegriff geklärt werden.

Das dritte Einzelprojekt schließlich, welches von Maurice Parussel bearbeitet wird, befasst sich mit der bereits erwähnten umfangreichen Rezeption des *Christus patiens* in Literatur, Kultur und Wissenschaft. Eine wichtige Grundlage bildet dabei die auch im Zusammenhang mit der Edition des Textes erarbeitete Rekonstruktion der Überlieferung der Tragödie. Erste Erkenntnisse zu dieser zeigen, dass der griechische Text bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Europa vorhanden war und ab diesem Zeitpunkt eine weit gestreute Verbreitung erfuhr, welche die Verarbeitung der zentralen Motive der Tragödie in den zu dieser Zeit wirkmächtigen Passionsspielen gewährleisten konnte. Ausgehend von dieser Verarbeitung soll zudem die weitere Rezeption des *Christus patiens* in Kultur und Literatur im Kontext der Reformation und der Glaubenskriege des frühneuzeitlichen Europa nachgezeichnet werden. Parallel wird jedoch ebenso die sekundäre Rezeption der Tragödie in den philologischen Wissenschaften in

<sup>1</sup> Triller, Daniel Wilhelm: Hugonis Grotii Leidender Christus Trauer Spiel. Aus dem beygefühten lateinischen Texte übersetzt, und mit vollständigen Anmerkungen erläutert, auch einem poetischen Anhang verschiedener Paßions-Andachten begleitet, Leipzig 1723, S. XXI.

<sup>2</sup> ΤΟΥ ΑΓΙΟΥ ΓΡΗΓΟΡΙΟΥ ΝΑΖΑΝΖΗΝΟΥ ΤΟΥ ΘΕΟΛΟΓΟΥ ΤΡΑΓΩΔΙΑ ΧΡΙΣΤΟΣ ΠΑΣΧΩΝ. SANCTI GREGORII NAZIANZENI THEOLOGI TRAGŌEDIA CHRISTUS PATIENS, apud Antonium Bladum, Romae 1542.

<sup>3</sup> Cervini wurde 1548 mit dem vom Papst neu geschaffenen Amt des *Bibliothecae Apostolicae Vaticanae Protector* betraut.

<sup>4</sup> De vita Gregorii nazianzeni oratio operum Gregorii nazianzeni tomi tres. Quorum editio diuturnis vigiliis, summaque fide, qua interpretationem, qua vetes ad libros collationem,

- elaborata est per Joannem leuvenklaium. Cum indice vita divi Gregorii nazianzeni theologi, Basileae 1571, p. 921.
- 5 Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198. Auctore Caesare Baronio Sorano ex congreg. Oratorii S.R.E. Presbytero Card. Tomus Primus, Romae 1588, p. 129.
- 6 Ant. Possevini Mantuani Societatis Iesu Apparatus Sacri ad Scriptorum veteris et novi Testamenti Eorum Interpretes. Tomus Primus, Venetiis 1603, p. 579.

- 7 Hugonis Grotii Tragoedia Christus Patiens, Lugduni Batavarum 1608.
- 8 Grégoire de Nazianze. La Passion du Christ. Tragédie. Introduction, texte critique, traduction, notes et index de André Tuilier, Paris 1969.
- 9 Krumbacher, Karl: Geschichte der Byzantinischen Literatur. Von Justinian bis zum Ende des Oströmischen Reiches (527-1453), München 1897, S. 649.

## Mit Pontano nach den Sternen greifen

### Eine Buchrezension zu Dennis Wehs *Urania*-Edition

VON NIKLAS GUTT

**Zu den lesenswerten Neuerscheinungen der neolatinistischen Forschung des letzten Jahres zählt zweifelsohne Dennis Wehs Edition des ersten Buchs der *Urania* von Giovanni Pontano, eines astronomisch-astrologischen Lehrgedichts (in der Reihe *Gratia*, Nr. 58). Grund genug für eine Rezension, die dem interessierten Sternenliebhaber, aber auch dem ‚Astro-Laien‘ Lust auf die Beschäftigung mit diesem unterschätzten Werk und seiner Aufbereitung durch Dennis Weh machen soll.**

Die Forschung der letzten zwanzig Jahre hat einige Untersuchungen zum neulateinischen Werk des italienischen Renaissancedichters Giovanni Pontano (1429–1503) hervorgebracht. Besonders seine Dialoge und seine Liebesdichtung standen dabei im Mittelpunkt. Weniger Beachtung fanden dagegen – *ut fit* – seine naturwissenschaftlichen, genauer: astrologisch-astronomischen Werke, die freilich in der Rezeption keineswegs so unbedeutend waren, wie die Forschungslage vermuten lassen könnte: Seine *Urania* etwa, ein nach der Muse der Sternenkunde benanntes astronomisch-astrologisches Lehrgedicht, wurde nach seiner Publikation gegen Ende des 15. Jh. durchaus begeistert aufgenommen; so stellte J. C. Scaliger Pontano voller Bewunderung in eine Reihe mit Germanicus und Manilius, den beiden antiken Größen der lateinischen Lehrdichtung zur Astronomie.<sup>1</sup>

Die inhaltlichen Feinheiten der *Urania* können allerdings dem heutigen, nicht einschlägig vorgebildeten Leser ein vollständiges Verständnis des Werks erschweren – Legitimation genug für eine ausgiebige wissenschaftliche Aufarbeitung. In seiner Dissertation stellt sich Tobias Weh dieser anspruchsvollen Aufgabe zumindest für das erste Buch der *Urania*, beschränkt sich dabei aber nicht auf die Kommentierung: Seine Studie bietet dem Leser auf den ersten 177 der 429

Seiten eine ausführliche Einleitung zu Leben und Werk des Dichters sowie zu Inhalt, Stil und Poetologie der *Urania*, eine Edition des ersten Buchs und synoptisch dazu eine deutsche Übersetzung. Die zweite Hälfte der Studie füllt der Stellenkommentar, der neben astronomischen Problemen auch Parallelstellen, Quellen und Besonderheiten der literarischen Gestaltung des ersten Buchs bespricht.

Die Einleitung bietet einen Abriss der Biographie Pontanos und des Inhalts aller fünf Bücher der *Urania* samt Verortung in ihren Kontexten. Die Inhaltswiedergabe (dreißig Seiten) überwiegt dabei die anderen Aspekte; eine knappere Paraphrase zugunsten weiterer Ausführungen zur literarischen Gestaltung oder zur Stellung der *Urania* in der Gattung des neulateinischen Lehrgedichts wäre der Spannungskurve des Einleitungsteils zu Gute gekommen. Davon abgesehen bietet Wehs Einleitung zahlreiche Impulse für die eigene weiterführende Beschäftigung mit dem Text, so z. B. mit Blick auf die Poetologie von Pontanos Gesamtwerk, die der Verfasser unter Berücksichtigung des einschlägigen Dialogs *Actius* herausarbeitet und – als erster Pontano-Forscher – überzeugend mit der Konzeption der *Urania* in Beziehung setzt.

Seiner Neuedition des ersten Buchs stellt Weh eine ausführliche Diskussion der Textzeugen voran. Die Beschreibung der einschlägigen Handschriften zitiert er dabei im italienischen Original aus der Edition von Soldati (1902) sowie den textkritischen Studien von de Nichilo (1975) und Parenti (1978), ergänzt um eigene Anmerkungen. Leserfreundlicher wäre die Paraphrase der übernommenen Ergebnisse gewesen, die ‚organisch‘ mit den eigenen Zusätzen hätte verbunden werden können. Im Unterschied zu seinen Vorgängern berücksichtigt Weh – und hierin liegt der eigentliche wissenschaftliche Fortschritt seiner Edition – auch den

*Codex Avellinensis* 3939 (Siglum C), der etwa bei de Nichilo noch nicht einbezogen ist und wesentlich zur Ausdifferenzierung des dort entwickelten Stemmas beiträgt. Wehs Edition bietet damit den neuen *state of the art* der editionsphilologischen Arbeit zur *Urania*. Im Übrigen entscheidet sich Weh in der für alle Herausgeber neulateinischer Texte schwierigen Frage nach Orthographie und Interpunktion – original oder ‚normalisiert‘? – sinnvollerweise für eine Mischform: Die Orthographie von Pontanos Autograph wird beibehalten, die Interpunktion im Interesse des Leseflusses den deutschen Normen angepasst.

Die Übersetzung hat erklärmaßen den Anspruch, die Struktur der lateinischen Verse soweit wie möglich widerzuspiegeln; jeder lateinische Vers entspricht demgemäß einer Zeile der deutschen Übersetzung. Die Übersetzung wird damit ganz in den Dienst des besseren sprachlichen Verständnisses des Originals gestellt und geht deswegen auch stellenweise mit (verzeihlichem) ‚Übersetzungsdeutsch‘ einher. Im großen Ganzen erleichtert die Übersetzung besonders im Kontext astrologischer Passagen tatsächlich die sprachliche Erschließung des lateinischen Texts.

Pontanos Lehrgedicht speist sich aus dem antiken Mythos und besonders seinen römischen Verarbeitungen. Die Lektüre des Texts empfiehlt sich damit nicht nur für Liebhaber der Astronomie, sondern auch für alle, die an lateinischer Poesie im Allgemeinen ihre Freude haben. Dem Dichter gelingt es mit der kunstvollen Ausgestaltung, die weit über die Intention der bloßen Wissensvermittlung hinausgeht, mustergültig, *docere* und *delectare* zu vereinen und damit die *admiratio*, die Bewunderung des Lesers, zu erregen – Weh zufolge das Hauptanliegen der Dichtung Pontanos. Vor diesem Hintergrund muss es als eines der wesentlichen Verdienste Wehs gelten, in seinem Kommentar die Feinheiten dieser literarischen Technik und Motivik aufzudecken und im Kontext der antiken und zeitgenössischen Literatur zu verorten. Die Vielzahl der angeführten Parallelstellen zeugt von seiner gründlichen Kenntnis der einschlägigen Primärliteratur, wenngleich einzelne Verweise nicht unbedingt überzeugen: Ob etwa hinter der Formulierung *utque suos peragant errantia cursus* (v. 3) unbedingt als Vorbild der Vers 21 *et proprios peragrans per singula tempora motus* in Lorenzo Bonincontri (1410–1491) *De rebus naturalibus et divinis* zu vermuten ist, ist wohl

kaum zweifelsfrei zu entscheiden. Jedenfalls baut Weh auf diesen unsicheren Parallelen nur selten intertextuell begründete Deutungen auf und verlässt sich, wenn er Bezüge interpretiert, auf die wirklich eindeutigen Belege. In philologischer Hinsicht überzeugt Wehs Kommentar also voll und ganz.

Viel häufiger wird der Leser der *Urania* den Kommentar aber wohl in gegenstandsbezogenen Fragen konsultieren: Wer etwa verstehen möchte, warum Pontano das Fällen von Bäumen nur bei abnehmendem Mond empfiehlt (v. 62ff.), erhält die entsprechende Antwort leserfreundlich aufbereitet im Kommentar zur Stelle. Dabei sind Wehs Erklärungen auch für Leser ohne astronomisch-astrologische Vorkenntnisse durchaus verständlich. Lobende Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhang die sechs Abbildungen, die komplex erscheinende Phänomene nachvollziehbar veranschaulichen. Der Anhang bietet noch Material zur Metrik der *Urania* und zu den Ergebnissen der Kollation, die die Einleitung, die textkritischen Ausführungen und den Kommentar ergänzen.

Alles in allem darf Wehs Studie zum ersten Buch der bislang vernachlässigten *Urania* als ein wichtiger Beitrag zur neulateinischen Forschung und zur Renaissance-Forschung insgesamt gelten. Es bleibt zu hoffen, dass sie Nachahmer finden wird, die die von Weh begonnene Arbeit in ähnlich erhellender Weise an den Büchern 2 bis 5 fortsetzen.

**Dennis Weh: Giovanni Pontanos *Urania* Buch 1. Einleitung, Edition, Übersetzung und Kommentar. Harrassowitz Verlag: Wiesbaden 2017. (= *Gratia. Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaften* 58). 72,00 €.**

<sup>1</sup> Die Präferenz der Forschung für Pontanos Liebesdichtung spiegelt sich etwa in Thomas Baiers Sammelband zu Pontanos Verhältnis zu Catull, vgl. Th. Baier (Hg.), *Pontano und Catull* (NeoLatina 4), Tübingen 2003. Zur Rezeption der *Urania* in der Zeit nach ihrer Veröffentlichung vgl. S. 2f. des besprochenen Buchs. Der genaue Zeitpunkt der Fertigstellung lässt sich nicht genau bestimmen; Weh geht von einem *terminus post quem* im Jahr 1470 und von einem *terminus ante quem* im Jahr 1479 aus.

<sup>2</sup> Zu diesem Problemkomplex vgl. J. IJsewijn/D. Sacré, *Companion to Neo-Latin Studies*. Part II, Leuven 1998, 472–475.



## Die Zeit des Zwergenaufstands Die Renaissance oder Der Weg Europas zum Riesen

### Eine Buchrezension zu Roecks *Der Morgen der Welt* (2018)

VON ANTTI LÜCK

**M**it seinem Werk *Der Morgen der Welt* legt der Historiker Bernd Roeck eine umfassende Erzählung Europas aus globalgeschichtlicher Perspektive vor, die in einer immer komplexer werdenden und nach Orientierung suchenden Welt darlegen möchte, warum im Gegensatz zu anderen gerade die Provinz Europa zu dem wurde, was sie ist, und welche Potenziale für die Gegenwart darin liegen.

Durch die in den Geisteswissenschaften verstärkt aufkommende globalgeschichtliche Perspektive rücken vergleichende Studien ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses. Dies hat zur Folge, dass Europa als eine Provinz der Welt unter vielen anderen angesehen wird. Bernd Roecks Anliegen besteht darin, mit Hilfe einer vergleichenden Perspektive herauszuarbeiten, wie es sein konnte, dass ein kleiner Kontinent am Zipfel Eurasiens zur dominierenden Macht der Neuzeit und Moderne wurde, obwohl es viele andere geeignete bzw. geeignetere Kandidaten gab. Damit befindet sich seine Arbeit in einer Reihe mit anderen Werken wie *Die Verwandlung der Welt* von Jürgen Osterhammel oder *Die Unterwerfung der Welt* von Wolfgang Reinhard, die ebenfalls bei C. H. Beck in der Reihe *Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung* erschienen sind und zum Ziel haben, geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit näherzubringen.

Zur Beantwortung jener Frage wendet sich Roeck einer Epoche zu, die zugleich eine Zäsur und einen Übergang der Geschichte Europas darstellt, nämlich der Renaissance. Aus seiner Perspektive bietet sie sich deswegen an, da in dieser Zeit enorme Umbrüche und Revolutionen stattfanden. So universell die Globalperspektive ist, so umfassend behandelt Roeck auch die gesellschaftlichen Teilbereiche. Er fokussiert sich nicht allein auf einen Aspekt, sondern möchte die eigenen Entwicklungen und gegenseitigen Relationen von Politik, Religion, Kunst, Philosophie etc. abbilden.

Zur Bewerkstelligung dieser Aufgabe geht Roeck chronologisch vor und legt nach einer kleinen Einleitung (S. 15–26) im Kapitel *Grundlagen: Von den Anfängen bis zur Jahrtausendwende* (S. 27–175) die Bedingungen Europas aus räumlicher und historischer Perspektive

dar. Den Ausgangspunkt setzt er dabei in der Kulturentwicklung des fruchtbaren Halbmondes Mesopotamiens an, bei den Griechen mit ihrer Gemeinschaftsstruktur (Polis) und ihrer Philosophie, bei dem im hellenistischen Schatten stehenden Römischen Reich und dessen Erbe am Ende der Antike (S. 29–99), um anschließend die Rezeption der Hinterlassenschaften im westeuropäischen Frühmittelalter, dem byzantinischen Reich und den muslimischen Reichen zu beschreiben (S. 100–175).

---

„Bernd Roecks Anliegen besteht darin, mit Hilfe einer vergleichenden Perspektive herauszuarbeiten, wie es sein konnte, dass ein kleiner Kontinent am Zipfel Eurasiens zur dominierenden Macht der Neuzeit und Moderne wurde, obwohl es viele andere geeignete bzw. geeignetere Kandidaten gab.“

---

Dem folgt der Abschnitt *Entfaltung der Möglichkeiten: 1000–1400* (S. 177–447), der aus globaler Perspektive aufzeigen soll, wie sich Europa in der Umbruchphase im Vergleich zu Osteuropa, Arabien und Asien entwickelte und latente Potenzialitäten akkumulierte (S. 179–343). Der Fokus liegt hierbei auf dem Niedergang der Wissenschaft und Vernunft außerhalb von Westeuropa. Neben der Bedeutung der Mongolen wird dies zum einen mit einer mangelnden Freiheit für Künstler und Intellektuelle (China), zum anderen mit einer anwachsenden (Arabien) oder einer schon herrschenden (Byzanz) Machtstellung der Religion begründet, wodurch nach Ansicht des Autors Innovation und Fortschritt verhindert wurden. Während von Italien ausgehend Europa allmählich „erwachte“ und sich mit den Osmanen eine neue Macht etablieren konnte, habe das kulturelle und wissenschaftliche Leben andernorts dem Niedergang entgegengestrebt (S. 344–447). Das darauffolgende Kapitel *Verwirklichung der Möglichkeit: 1400–1600* (S. 449–1058) bildet das Kernstück des Werkes. Dort beschäftigt sich Roeck mit der Manifestation der latenten Potenzialität. Zunächst werden die bedeutsamen Entwicklungslinien des 15. Jh. in mannigfaltigen Bereichen dargelegt (S. 451–636), um sich folglich umfänglich dem 16. Jh. zu widmen (S. 647–1058).

eher limitiert dargestellt. Jener steht für die freie Entfaltung der römischen Literatur und Gedankenwelt, wohingegen besonders Melanchthon als Befüller alter Schläuche mit neuem Wein erscheint. Dennoch betont Roeck, dass laut Erasmus auch die Umkehrung nicht ideal gewesen wäre. Es geht darum, aus Altem und Neuem etwas Eigenes zu schaffen.

Es folgt eine Darstellung der zweiten Hälfte des 16. Jh. (S. 835–972), welches klimatisch von einer kleinen

Eiszeit und politisch vom Erstarken des spanischen Weltreichs geprägt war. Im Zuge dessen befand sich die klassische Renaissance in ihrem Herbst und neue Arten der Wissenschaft und des Denkens erlebten ihren Frühling. Die Frühformen der neuzeitlichen Naturwissenschaft (S. 973–1010) und der Aufklärung mit ihren gesellschaftspolitischen Implikationen (S. 1011–1058) bilden den Abschluss dieser revolutionären Epoche. Im letzten Kapitel *Ausblicke: Der „Westen“ und der Rest* (S. 1059–1173) zieht Roeck Vergleiche zwischen Lateineuropa und den anderen Weltregionen und erläutert, wieso sich Europa zur bestimmenden Macht aufschwingen konnte. Der Grund dafür sei neben der Adaption lateinischer Texte und Ideen im Konzept der Unterscheidung bzw. Trennung zu suchen, wie sie sich auf vielen Ebenen vollzogen habe; so z. B. in der Subjekt–Objekt-Differenz, der Herausbildung der Staatlichkeit, insbesondere vieler konkurrierender Staaten, dem Entstehen der Bürokratie und der Entwicklung einer durchlässigen Gesellschaft mit einem lebendigen Bürgertum. Doch insbesondere die Säkularisierung bildet für Roeck ein bedeutsames Distinktionsmerkmal. Seiner Ansicht nach lag der Ursprung ihrer Kraft im „Glück des Glaubensstreits“ (S. 1131), der für eine Zählung der Religion gesorgt habe. Kurz: In Lateineuropa habe eine Spannung vorgeherrscht, die fruchtbar gemacht werden konnte.

Bernd Roeck ist mit seinem Werk eine umfassende Erzählung der Renaissance als revolutionäre Umbruchphase der Geschichte gelungen. Es wird ersichtlich, wieso sich gerade die Provinz Europa zur

Den Einstieg bildet die Beschäftigung mit dem, wofür die Renaissance im öffentlichen Gedächtnis hauptsächlich steht, nämlich der Kunst und der geistigen Bewegung des Humanismus (S. 637–703). Erfreulicherweise widmet sich ein ganzes Unterkapitel dem großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, ohne dabei dessen Verwurzelung im Glauben und der Kirche zu verschleiern, sondern angemessen zu betonen; auch wenn verständlicherweise die Verankerung in der lateinischen Kultur als vordergründig dargestellt wird.

Jedoch erscheint er aufgrund seiner Betonung der Bildung in der Darstellung Roecks als gemäßigt und nicht revolutionär. „Er war davon überzeugt, daß der Mensch durch Erziehung gebessert werden könne. Bessere Lateiner seien bessere Menschen [...]: eine kühne Hoffnung, die nur ein eingefleischter Philologe hegen konnte.“ (S. 700). Seine Bedeutung für die Erneuerung der Theologie und damit der Kirche, die aufgrund seiner Edition des Neuen Testaments und der Publikation von stark rezipierten Kommentaren und Hilfsmitteln enorm war, findet lediglich marginale Erwähnung. An dieser Stelle wird die revolutionäre Bedeutung eines Mannes abgekühlt, um die Flamme eines anderen lodern zu lassen. So wird der Reformator Luther ins nächste Kapitel (S. 703–834), in dem es um Umbrüche und Spaltungen innerhalb der Weltgeschichte geht, eingereiht und als Religionsrevolutionär dargestellt. Die *causa Lutheri* wird angemessen und mit den allgemein bekannten Fokussierungen behandelt. Positiv ist diesbezüglich die Hervorhebung der mystischen Wurzeln Luthers, die in den letzten Jahrzehnten offengelegt wurden, und die Darstellung der Reformation und des Humanismus als Brüder im Geiste, die mit deutlichen Unterschieden doch für die gleiche Sache kämpften. *Ad fontes* war das Ziel. Auf der anderen Seite wird der Mythos des abgeschotteten Professors, der mit sich allein auf der Wartburg das Neue Testament übersetzt, reproduziert. Eine Betonung der Teamarbeit und der nochmaligen Durchsicht und Bearbeitung Melanchthons nach Luthers Rückkehr wären wünschenswert gewesen. Generell wird im Vergleich zu Erasmus die Bildungsabsicht der Reformatoren als



**Bernd Roeck: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. C. H. Beck: München. 3. Auflage. 2018 (= Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). 1332 Seiten mit 115 Abbildungen, davon 32 in Farbe. Leinen 44,00 €/E-Book 36,99 €.**

bestimmenden Weltregion entwickeln konnte. Die Darstellung ist zwar umfassend, aber gerade deswegen nicht umfänglich. Aufgrund der ambitionierten Herangehensweise, die Entwicklungen vielfältiger Bereiche historisch und kontextuell darzustellen, bleibt die Schilderung auf der ersten Ebene, ohne in eine zweite oder dritte durchzudringen, was angesichts des Zielpublikums – die breite Öffentlichkeit – verständlich ist. Jedoch bleibt insbesondere mit Blick auf letzteres zu fragen, ob eine Fokussierung auf die letzten beiden Kapitel nicht zielführender gewesen wäre. Dies bietet sich gerade deswegen an, da das Herzstück

des Werkes auf Europa fixiert bleibt und der letzte Abschnitt für sich alleine steht. Dadurch wäre die Hürde der Abschreckung, die ein derartig umfangreiches Buch auf viele Menschen hat, gemindert worden. Dennoch bleibt zu resümieren, dass mit diesem Buch ein hervorragendes Überblickswerk vorliegt, das sich für einen ersten Zugang zur Renaissance absolut eignet. Zum Schluss sei noch zu fragen, ob sich diese große Erzählung zur Antwort auf die Herausforderungen der heutigen Zeit eignet. Meines Erachtens muss hier auf Erasmus verwiesen werden: Es geht darum, aus Altem und Neuem etwas Eigenes zu schaffen.

## „Vater, ist es das wert gewesen?“ – „Ich muss daran glauben.“<sup>1</sup>

### Eine Buchrezension zu John Williams' *Augustus* (1972)

VON VINCENT J. VOGELSANG

**Gaius Octavius hatte einen langen Weg vor sich, bevor er der Augustus wurde, den wir als ersten Princeps des Römischen Reiches kennen. John Williams hat dessen Biographie schon 1972 in einem Roman verarbeitet, aber erst 2016 ist das Werk zum ersten Mal in deutscher Sprache erschienen (und ist mittlerweile auch in der Taschenbuchausgabe erhältlich). Es ist kein typischer historischer Roman, vielmehr nimmt dieses Buch dank seiner intelligenten Komposition auch jeden echten Historiker für sich ein: wer wünscht sich nicht die Quellen, die Williams uns in seiner Phantasie präsentiert!**

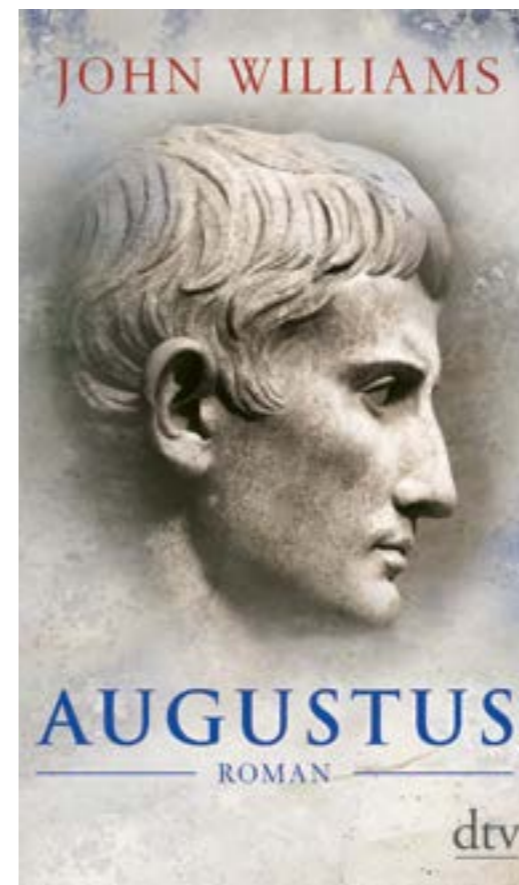
Nicht nur die das Leben des Augustus ist interessant, sondern auch die Geschichte dieses Buches und seines Autors: für Williams kam der Erfolg nicht von selbst. Dass ihn die dtv-Verlagsseite zu den „Ikonen der klassischen amerikanischen Moderne“ zählt<sup>2</sup>, ändert nichts daran, dass seinen Romanen nach ihrem Erscheinen keine dauerhafte Würdigung zuteilwurde. Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden sie wiederentdeckt; zuerst in den USA mit der Neuauflage von *Butcher's Crossing* im Jahre 2006, das dann auch als erstes Werk in deutscher Sprache vorlag. Seitdem sind auch seine übrigen Prosawerke in Übersetzung erschienen.

John Edward Williams wurde am 29. August 1922 in Clarksville, Texas geboren, einer Kleinstadt im Nordosten des Bundesstaates mit damals wie heute knapp über 3.000 Einwohnern. Nachdem er die Highschool abgeschlossen hatte, war sein Lebensweg auch für ihn selbst alles andere als klar: er besuchte zwar einige Kurse

an der Universität und arbeitete als Radiosprecher, war aber erfolglos; 1942 meldete er sich zur Air Force und wurde auf Versorgungsflügen von Indien nach Burma eingesetzt. Im Krieg verfasste er sein erstes Buch, *Nothing but the Night*, das das Kindheitstrauma des Protagonisten Arthur Maxley beschreibt. 1948 erschien es im Druck. Da hatte Williams, nachdem er aus dem Krieg zurückgekehrt war, sein Studium an der University of Denver (Colorado) aufgenommen. Den Ph. D. in Englischer Literatur erlangte er an der University of Missouri, danach kehrte er an seine alte Universität zurück, wo er 1955–1985 Professor war und die Zeitschrift *The Denver Quarterly* gründete. Zwei Bände mit Gedichten erschienen 1949 und 1965. Williams war viermal verheiratet; in der dritten Ehe wurden ihm drei Kinder geboren, zudem hatte er vier Stiefkinder. Er starb am 3. März 1994 in Fayetteville, Arkansas<sup>3</sup>.

Nachdem sein erster Roman erschienen war, dauerte es zwölf Jahre, bis der zweite folgte: *Butcher's Crossing* (1960), ein historischer Roman, der im Wilden Westen spielt. Hier ist der Protagonist zwischen Ideal und Realität zerrissen. Die Handlung des dritten Werks, *Stoner* (1965), findet näher an Williams' Gegenwart statt, nämlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und erzählt die Geschichte eines Akademikers an der University of Missouri. Dabei trägt es deutlich autobiographische Züge. Die letzte Veröffentlichung ist wiederum ein historischer Roman: *Augustus* (1972). Die Verkaufszahlen waren schlecht, obwohl Williams für *Augustus* den *National Book Award* erhielt, und das auf aufsehenerregende Weise: Die Jury war unversöhnlich in zwei Lager gespalten; die einen

schätzten den Traditionalismus in Williams' *Augustus*, die anderen sprachen sich für den hochinnovativen, postmodernen und metafikionalen Roman *Chimera* von John Barth aus (und lagen damit im „Trend“ von literaturinteressierten Jugendlichen). So wurden am Ende im Jahr 1973 zum ersten Mal in der Geschichte des *Book Award* zwei Werke gleichzeitig in der Kategorie *Fiction* ausgezeichnet<sup>4</sup>.



**John Williams: Augustus. Roman. Aus dem amerikanischen Englisch von Bernhard Robben und mit einem Nachwort von Daniel Mendelsohn. dtv: München 2017 (= Übers. d. Neuausg. 2014). Hardcover 24,00€/Taschenbuch 12,90€/E-book 10,90€.**

*Augustus* versucht nicht, die Vergangenheit einfach romanhaft nachzubilden und nachzuerzählen. Es ist ein Briefroman, eine Form, die Thornton Wilder in *The Ides of March* (1948) schon auf die römische Geschichte angewandt hat. Williams zitiert – bis auf den Schluss, in den Zitate aus den *Res gestae* eingebaut sind – niemals antike Quellen. Er lässt auch Augustus nicht zu Wort kommen, außer im Schlussbuch (III, S. 387–438), einen einzigen langen Brief von „Octavius Cäsar an Nikolaos von Damaskus (9. August, 14 n. Chr.)“. Bis dahin besteht der Roman in seinen zwei vorhergehenden Büchern hauptsächlich aus Briefen, privaten Notizen, Memoiren und Tagebucheinträgen, dazu offiziellen Dokumenten wie Senatsbeschlüssen und militärischen Befehlen, aber auch unvollendeten

Geschichtswerken. Sie sind von allen möglichen Personen „geschrieben“, die um Augustus herum leben, wodurch sich ein vielschichtiges, multiperspektivisches Mosaik der Augustus-Biographie ergibt: angefangen von Julius Cäsar und den engsten Freunden des zukünftigen Herrschers, Agrippa, Maecenas und Q. Salvidienus Rufus, bis zum Tagebuch seiner Tochter Julia.

All diesen Persönlichkeiten hat John Williams ihren eigenen Stil gegeben. Zu Beginn wird Octavius noch von den Eliten unterschätzt. In „Ciceros Briefen“ kommt, ganz im Glauben an Ciceros eigene politische Pläne, ein naiver, opportunistischer Optimismus zur Sprache:

Die Lage ist keineswegs gut, aber auch nicht hoffnungslos [...]. Ich bin ein zu großer Idealist, ich weiß – selbst meine besten Freunde können das nicht leugnen. Und doch vertraue ich am Ende auf die Rechtschaffenheit unserer gemeinsamen Sache. Die Wunde wird heilen, das Hauen und Stechen aufhören und der Senat zu seiner alten Würde und Entschlusskraft zurückkehren [...]. (S. 48–49).

„Octavius, dieses Milchgesicht, ist gestern Vormittag zu mir gekommen. [...] Wenn nicht vollends, so ist er doch teilweise blöd.“

–  
Marcus Antonius in John Williams' *Augustus*

Aber gleich darauf sind Probleme in den einsturzgefährdeten Villen des Redners ebenso wichtig wie die politische Situation. Gegenüber dem manchmal sogar gewitzten Cicero wirkt Marcus Antonius in seinen Briefen ungeschlachtet und roh. Er hat auch von Octavius' Bedeutung offensichtlich nichts verstanden; von dem entscheidenden Treffen mit dem jungen Octavius schreibt er im Jahr 44 an den Befehlshaber in Makedonien, Sentius Tavius:

Sentius, Du alter Schwengel, Antonius grüßt Dich und schickt Dir einen Bericht über die neuesten Trivialitäten – als Beispiel für das, womit ich mich jeden Tag aufs Neue herumschlage, seit die Last der Verantwortung auf meinen Schultern liegt. Ich habe keine Ahnung, wie Cäsar das ausgehalten hat; er war schon ein seltsamer Mann. Octavius, dieses Milchgesicht, ist gestern Vormittag zu mir gekommen. [...] Wenn nicht vollends, so ist er doch teilweise blöd [...] (S. 54).

Auch die drei Freunde des Octavius haben ihren eigenen Stil: Q. Salvidienus Rufus schreibt Tagebuch; er ist schnell zu beeindrucken, aber auch stets zweifelnd, und ein aufmerksamer Beobachter, was die Stimmung seiner Freunde angeht: „Octavius hat sich verändert; er ist nicht mehr der Freund, den wir noch

in Apollonia hatten. [...] Soweit ich weiß, hat er seit unserer Rückkehr nach Rom noch keine Frau gehabt. [...] Früher wussten wir alles voneinander; heute ist er distanziert, zurückgezogen, fast geheimniskrämerisch“ (S. 82), schreibt er, weitsichtiger als die anderen Figuren, schon im Dezember 44. Seine Zweifel führen ihn in den Tod; angeblich hat er versucht, eine Verständigung mit Antonius herbeizuführen.

In Rufus' Tagebuch wird auch deutlich, wie Maecenas und Agrippa sich dem künftigen Augustus bei jedem Disput unterwerfen. Ihre Sicht stellt uns Williams dar, indem beide im Jahr 13 v. Chr. rückblickend über die Ereignisse schreiben. Agrippa schreibt seine „Memoiren“ in einem nüchternen Stil, der sich für das Militärische besonders interessiert, und viele Sätze mit „und“ anfangen lässt. Maecenas hingegen verfasst eine Reihe von Briefen über den Aufstieg des Octavius Cäsar an seinen „Freund“, den Historiker mit dem Kosenamen „Livy“; er interessiert sich wesentlich mehr für Kunst und Kultur und hat einen gewandteren Stil. Er wirkt distanziert und weltabgeschieden, und in seinem letzten Brief schreibt er: „Das Erinnern langweilt mich. Vielleicht geht es mir morgen ja besser“ (S. 204). Damit endet das erste Buch.

Im zweiten findet sich der Leser in der Friedenszeit nach Actium wieder. Agrippa und Maecenas kommen nicht mehr zur Sprache; Maecenas ist nun selbst Adressat von neu auftretenden Figuren, beispielsweise Horaz, der vom Tod Vergils berichtet (S. 281). Über den Tod des Maecenas hingegen erfahren wir von Nikolaos von Damaskus, dem griechischen Geschichtsschreiber, den Williams am ehesten von allen Figuren als „Vertrauten“ des Princeps in seinen letzten Lebensjahren einführt (die Entfremdung des Augustus von seinen Getreuen und seiner Familie wird hier besonders deutlich).

---

*Aber die Details der römischen High Society unter Julias Führung sind sehr lesenswert. Und hier kommt ein gewisser Ovid ins Spiel, der sogar ein Gedicht auf Julia verfasst, und dann tritt ein weiterer Mann in ihr Leben: Jullus Antonius.*

---

Der Leitfaden durch diese Zeit ist das „Tagebuch der Julia“, das die Augustus-Tochter aus Pandateria im Jahr 4 n. Chr. schreibt. Sie erinnert sich an etliche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in der Hauptstadt, an Terentia, Livia und besonders an Marcella (Williams vermag auch dem Leben von Frauen im augusteischen Rom genügend Platz geben). Die engste Umgebung des Kaisers ist zerrissen zwischen den Zwängen der „Notwendigkeit“, bestehend aus Augustus und seinen Wünschen, und einem Bedürfnis nach dem Leben. Livia tritt herrisch auf: „Du wirst, mein Sohn, in dieser Sache

meinen Anweisungen Folge leisten. Wie von meinem Mann angeordnet, lässt du Dich von Vipsania scheiden und heiratest Julia“, schreibt sie an Tiberius (S. 329). Auch Julia beschreibt die Ehe nur als Pflichterfüllung. Doch irgendwie versucht sie stets, die Motive der anderen zu verstehen: „Ist es all das wert gewesen, was du getan hast?“, fragt sie ihren Vater. „Wir müssen beide daran glauben“, antwortet der. Da Julias neuer Mann bald nicht mehr in Rom ist, kann sie sich einem ausschweifenden Leben hingeben, was ihrem Mann über „Spione“ selbstverständlich mitgeteilt wird. Aber die Details der römischen High Society unter Julias Führung sind sehr lesenswert. Und hier kommt ein gewisser Ovid ins Spiel, der sogar ein Gedicht auf Julia verfasst, und dann tritt ein weiterer Mann in ihr Leben: Jullus Antonius. Sie werden ein Paar, zum Missfallen des Princeps. Aber auch in der Verbannung tritt Julia noch selbstbewusst auf, und modern reflektiert sie die Macht einer Frau im alten Rom: „Als ich erfuhr, dass der Körper eigene Rechte besitzt, war ich bereits zweimal verheiratet gewesen und die Mutter dreier Kinder ...“ (S. 362).

Zum Ende hin wird das Buch immer nachdenklicher, wenn Williams sensibel die Lücken zu füllen versucht, die uns die antike Überlieferung über die letzten Regierungsjahre des Kaisers, nach dem Tod der bekanntesten Weggefährten und Dichter, hinterlassen hat. Es ist eine eindrucksvolle Studie über die Zwänge der Macht.

Die Besonderheit von Williams' *Augustus* liegt verglichen mit seinen übrigen Werken darin, dass nicht die einfachen Helden im Mittelpunkt stehen, und auch nicht die amerikanische Geschichte. Trotzdem findet sich die zentrale Botschaft aller Williams-Romane auch in *Augustus* wieder, nämlich „die Wandelbarkeit des einstigen ‚Ich‘ [...], die Art und Weise, wie Umstände und Zufälle unser Selbst für immer verändern.“<sup>5</sup>

<sup>1</sup> In Anlehnung an das Gespräch zwischen Augustus und Julia (S. 335).

<sup>2</sup> dtv Verlagsgesellschaft mgH & Co. KG (Hg.): John Williams. <https://www.dtv.de/autor/john-williams-14329/> (zuletzt abgerufen am 29.07.18).

<sup>3</sup> Saxon, Wolfgang: „John Williams, 71, a Novelist, Editor and Professor of English“, *The New York Times*, 5. März 1994, S. 1001012.

<sup>4</sup> Vgl. die Kommentare des ehemaligen Direktors der National Book Foundation, Harold Augenbraum: Augustus, by John Williams [<http://www.nbafictionblog.org/nba-winning-books-blog/1973-1.html>] und ders.: Chimera, by John Barth [<http://www.nbafictionblog.org/nba-winning-books-blog/1973.html>] (zuletzt abgerufen am 29.07.2018).

<sup>5</sup> Mendelsohn, Daniel: „Nachwort“, in: Williams, John: Augustus, München 2016, S. 460.

## Latein – da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co

EINE BUCHVORSTELLUNG VON CAROLINE WAHL

**K**arl-Wilhelm Weeber beweist mit seinem 2016 erschienenen Buch *Latein - da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co* wieder einmal, dass sich in der noch immer präsenten Diskussion, ob Latein ein sinnvolles Lehrfach an Universitäten und an den Schulen ist, mehr als genug Gründe für die Beschäftigung mit dem Lateinischen finden lassen. In 30 Kapiteln werden alle Bereiche aufgegriffen, in denen die, wie sie Weeber gerne nennt, *regina linguarum* ihre Finger im Spiel hat.

Bereits das erste Kapitel, das den Titel *Stark in der Gegenwart, für die Zukunft – Warum Latein lebt* trägt, kann viele Kritikerinnen/Kritiker der lateinischen Sprache umdenken lassen. Latein ist die Sprache Europas. Mit ihrer Hilfe sind Kinder mit Migrationshintergrund in der Lage, Deutsch zu lernen, da sie ein Alleinstellungsmerkmal hat: Man muss ins Deutsche übersetzen. All diese Fakten sorgen dafür, dass Latein auch heute noch aktuell ist.

Die Kapitel 2 bis 5 lassen vor allem diejenigen aufhorchen, die schon manche lateinische Autorinnen/Autoren in der Schule oder bei der Lektüre kennengelernt haben, und beweisen, wie spaßig die lateinische Lektüre mit Petrons *Cena Trimalchionis* oder Martials Epigrammen sein kann. So nimmt auch Ovid in seiner *Ars amatoria* kein Blatt vor dem Mund, wenn es um Flirttipps sowohl für Männer als auch für Frauen geht. Manch eine Kritikerin/ein Kritiker würde sich an dieser Stelle fragen: Was kann ich mit Flirttipps von Männern anfangen, die schon lange tot sind? Karl-Wilhelm Weeber hingegen zeigt: Es ist genau umgekehrt – selbst heute kann sich manch ein Mann oder eine Frau eine Scheibe von Ovid abschneiden. Auch Caesar erhält durch Weebers Ausführungen ganz neue Züge, auf die die Rezipientin/der Rezipient wirklich gespannt sein darf.

Jede/Jeder, die/der Latein auf welche Weise auch immer lernt oder gelernt hat, kennt das Problem: Sie/Er weiß, wie ein bestimmtes Wort heißt, kann es aber nicht richtig übersetzen, weil es nicht in den Kontext passen will. Dieses Problem greift Weeber im 6. Kapitel auf und erläutert es durch Beispielwörter wie *petere*. Die Kapitel 7 bis 11 zeigen auf, dass Latein sich auf viele europäische Sprachen ausgewirkt hat und nicht nur das: Lateinkenntnisse können Menschen aus anderen Ländern helfen, die deutsche Sprache sowie andere Fremdsprachen zu lernen, da sie Brücken zu diesen bauen (Kapitel 11). Gleichzeitig wird der Einfluss des

Lateinischen auf unseren Kulturwortschatz in den Blick genommen (Kapitel 9): Was bedeutet es, wenn jemand von „martialisch“, einem „Pyrrhussieg“ oder einem „Proleten“ spricht?

Übersetzen – Wortschatz – und?, ja, die Grammatik fehlt. Kapitel 12 greift mithilfe eines Zitats von Schneider aus der *Süddeutschen Zeitung* auf, was fälschlich über die Logik des Lateinischen gesagt wurde und widerlegt es („Verben in der Leideform, die das Leiden irgendwo deponiert haben. *admiror* hat die grammatische Gestalt ‚ich werde bestaunt‘ – aber den Inhalt ‚ich staune.‘ Schneiders Fazit: ‚Logisch der schiere Skandal!‘).<sup>1</sup> Nicht nur dies hat das Kapitel zu bieten: Die Leserin/der Leser trifft auf all die grammatischen Phänomene, die sie/er bei der Beschäftigung mit dem Lateinischen kennengelernt hat.

Besonders gelungen sind die Kapitel 13 bis 17, in denen Weeber Phänomene im Alltag der Römer beschreibt und jene eines Besseren belehrt, die glauben, dass der antike Alltag keine Gemeinsamkeiten mit unserem aufgewiesen habe. So stoßen etwa nicht nur wir auf Graffiti, sondern auch im alten Rom konnte man auf den Wänden das Werk anderer mit einem Stück Kreide oder einem metallenen *stilus* verewigt erkennen. Ein paar dieser Kreationen, darunter Liebesnachrichten, Wünsche, aber auch Verwünschungen stellt uns Weeber in Kapitel 13 vor. Beschimpfungen oder Schimpfwörter wurden allerdings nicht nur auf Wänden festgehalten: Auch ein Cicero oder diverse Komödiendichter haben geflucht, wie das Buch beweist. Es sollte also nicht *Schimpfen wie ein Rohrspatz* heißen, sondern eher *Schimpfen wie ein Römer* (Kapitel 14). Kochen und der Kalender? Wie passt das zusammen? Beides gehört zu unserem Alltag. Welche Rolle sie im alten Rom spielten, verraten die Kapitel 15 und 16. Das Kapitel 17 stellt in 40 Begriffen wie *Hooligans*, *Stenographie* und *Zahnpasta* den römischen Alltag dar. Leider können diese Kapitel nur einen kleinen Ausschnitt des römischen Alltags wiedergeben und sind nicht so ausführlich dargestellt wie andere Kapitel. Doch wer sich näher mit dem Alltag der Römer beschäftigen möchte, kommt trotz des weniger ausführlichen 17. Kapitels auf seine Kosten, wenn sie/er in weiterführender Lektüre Weebers *Alltag im Alten Rom*<sup>2</sup> und *Neues über die Alten Römer*<sup>3</sup> liest.

Das 18. Kapitel stellt die Faszination für Gladiatorenkämpfe in der heutigen Zeit vor. Diese Faszination wird besonders greifbar in der vielfältigen Rezeption dieses

Themenkomplexes in Filmen, Schulbüchern oder Sachbüchern. Sowohl oberflächliches Sachwissen, so etwa, wann das flavische Amphitheater eingeweiht wurde und wie viele Arenen es gab, als auch tiefergehendes psychologisches Wissen über das Gefühl von Macht, das dem Zuschauer durch die antike Praxis vermittelt wurde, werden in ausgewählten Aspekten vermittelt.

Die Kapitel 19 bis 21 befassen sich mit dem Weiterleben der *regina linguarum*. Ob in alten Kulturstädten wie Trier und Xanten, im Film, im Radio oder durch das Sprechen im Unterricht: Latein hat seine Wurzeln geschlagen und lebt bis heute – wenn auch nicht für jeden offensichtlich – fort. Hier schlägt Weeber vor, Latein wie Englisch, Französisch oder Spanisch in Teilen methodisch anzulegen, d.h. Latein in Teilen zu sprechen. Diese Methode, um Latein lebendig zu machen, verfolgt auch Wilfried Stroh, der dafür bekannt ist, Vorlesungen auf Latein zu halten.<sup>4</sup>

Etwas komisch könnte auf den ersten Blick Kapitel 22 auf die Rezipientin/den Rezipienten wirken, da durch ein „Hirngespinnst“, Caesar und Kleopatra in den heutigen Lebensalltag zu beamen, eine Geschichte ihres Handelns und Interagierens in unserer Lebenswirklichkeit erzählt wird. Was vielleicht auf den ersten Blick komisch wirkt, entpuppt sich im Nachhinein als ein interessanter Anlass, lateinische Wörter für Gegenstände wie Minibar, Fußball, Pistole und Co. zu finden.

Theoretischer wird es in Kapitel 23, in dem Weeber davon berichtet, wie sich die lateinische Sprache verbreitet und entwickelt hat. Anschließend werden in den folgenden Kapiteln (24 bis 26) fächerübergreifend Brücken gezogen zur Juristensprache, zu Naturwissenschaften und zu Markennamen. Kapitel 27 bezieht sich auf das aus Horazens Ode 1,11 bekannte Sprichwort *Carpe diem*. Man kann kaum glauben, in was für Kontexten es Wiederverwendung findet: Für die Benennung von Restaurants, Nagelstudios, Hotels oder auch bei der Werbung für Badezimmerböden wird es verwendet – wie skurril Namensgebung manchmal sein kann. Angelehnt an das 22. Kapitel gehen in Kapitel 29 Caesar und Kleopatra auf Reisen durch Berlin und stoßen dabei auf viele englische Wörter, die auch im Deutschen Verwendung finden.

Der Bezug zum Lateinischen wird erneut durch etymologische Ausführungen hergestellt. Das 30. Kapitel befasst sich mit der deutschen Jugendsprache, die viele Anlehnungen aus dem Lateinischen besitzen. Weeber hat mir vor allem in diesem Kapitel gezeigt, dass das Lateinische selbst hier nützlich sein kann.



Karl-Wilhelm Weeber: *Latein – da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co* Theiss-Verlag: Darmstadt 2016. 4. gebundene Ausgabe. 24,95 €/ E-Book: 19,99 €.

Es lässt sich anhand der Themenvielfalt der Kapitel feststellen, dass das Buch – wie vom Autor versprochen – nicht nur etwas für Lateinkennerinnen/-kenner ist. Auch Leserinnen/Leser, die Latein nur kurze Zeit in der Schule hatten oder überhaupt kein Latein können und sich lediglich für die Sprache interessieren, kommen hier auf ihre Kosten. Ebenso werden aber angehende oder bereits alt eingesessene Lateinlehrerinnen/Lateinlehrer an dem Buch Spaß haben, da Weeber oft Anekdoten zur Schule erzählt und Tipps für den eigenen Unterricht gibt. Wie in anderen Veröffentlichungen Weebers weiß er auch in diesem Buch mit seinem Schreibstil zu unterhalten. Wichtige Stellen, die er im lateinischen Text bei verschiedenen Autorinnen/Autoren bespricht, werden für diejenigen, deren Latein etwas eingerostet ist, mit einer Übersetzung abgedruckt. Gleichzeitig werden im ganzen Buch deutsche Wörter, die Weeber benutzt, aus dem Lateinischen abgeleitet; Beispiele, die belegen, dass die lateinische Sprache in unserer und anderen Sprachen fortwährend weiterlebt, sind also zur Genüge zu finden.

Das Buch *Latein da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co* ist daher ohne Bedenken weiterzuempfehlen. Wer auf den Geschmack von „Weeber-Lektüren“ gekommen ist und mehr über den Alltag der alten Römer oder über Lateinisches in der deutschen Sprache lesen möchte, sollte auf jeden Fall weitere Bücher von ihm lesen.

Das Buch *Latein da geht noch was! Rückenwind für Caesar & Co* ist daher ohne Bedenken weiterzuempfehlen. Wer auf den Geschmack von „Weeber-Lektüren“ gekommen ist und mehr über den Alltag der alten Römer oder über Lateinisches in der deutschen Sprache lesen möchte, sollte auf jeden Fall weitere Bücher von ihm lesen.

<sup>1</sup> Weeber, Karl-Wilhelm: *Latein – da geht noch was. Rückenwind für Caesar & Co*. Darmstadt 2016. S. 150.

<sup>2</sup> Vgl. Weeber, Karl-Wilhelm: *Alltag im Alten Rom, I: Das Leben in der Stadt*. Mannheim <sup>10</sup>2011; Weeber, Karl-Wilhelm: *Alltag im Alten Rom, II: Landleben*. Darmstadt <sup>3</sup>2012.

<sup>3</sup> Vgl. Weeber, Karl-Wilhelm: *Neues über die Alten Römer. Von A wie Aftershave bis Z wie Zocker*. Darmstadt 2015.

<sup>4</sup> Weeber, Karl-Wilhelm: *Latein – da geht noch was. Rückenwind für Caesar & Co*. Darmstadt 2016. S. 258.

## Philosophie als Paideia: Lehren und Lernen in Athen

EIN ESSAY VON LAURA MARTENA

### Teil 2

**Fragen der Erziehung und Bildung gewannen in der griechischen Philosophie und Kultur eine herausragende Bedeutung. Der Beitrag unternimmt den Versuch einer Annäherung an die antiken Anfänge der Erziehungs- und Bildungsphilosophie, wobei sich auf den Diskursraum Athen im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert konzentriert wird. Er ist zweigeteilt: Im ersten Teil, der in der letzten Ausgabe von *Nexus* erschienen ist, wurde zunächst beschrieben, wie die Antike in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zunehmend aus dem pädagogischen Diskurs verschwunden und gegenwärtig in historischen und systematischen Einführungen und Überblickswerken wie auch in Forschung und Lehre kaum mehr präsent ist. Zugleich sollte dargestellt werden, warum dieses Verschwinden als Verlust zu betrachten ist und inwiefern es für das gegenwärtige pädagogische Denken bedeutsam sein könnte, die Erinnerung an seine Anfänge, jenseits eines bloß musealen Interesses, lebendig zu halten. Nach diesen Vorbemerkungen wurde kurz auf die Schul- und Unterrichtspraxis im klassischen Athen geblickt, um das Neue der erziehungs- und bildungstheoretischen Reflexion, die hier einsetzt, deutlicher werden zu lassen. Im zweiten Teil, der nun folgt, werden vor diesem Hintergrund einige Schlaglichter auf die für die Theoriegeschichte maßgeblichen Entwürfe dieser Zeit geworfen.**

### Philosophie als Paideia – Paideia als Philosophie

Wie im ersten Teil dieses Beitrags bereits angedeutet, waren Erziehung und Bildung in der griechischen Antike nicht nur Themen des Philosophierens unter anderen, so wie sich heute die *Philosophie der Bildung* (im englischsprachigen Raum die *Philosophy of Education*) als mehr oder weniger klar konturierte Disziplin an der Schnittstelle zwischen Pädagogik und Philosophie bzw. als bestimmter, eben genuin philosophischer Diskurs über Erziehung und Bildung etabliert hat. Zwar sind dessen Anfänge, wie im Folgenden sichtbar werden soll, in der Tat in griechischen Antike zu suchen. Aber zugleich scheinen Philosophie und Pädagogik, die wir heute wie selbstverständlich für unterschiedliche Disziplinen halten, die sich zwar gelegentlich gegenseitig zum Gegenstand machen, darüber hinaus aber nichts Wesentlicheres teilen, hier noch weit enger verflochten. Eugen Fink hat die griechische Antike dementsprechend als jene Epoche charakterisiert, in der

„die Philosophie sich selbst als Erziehung und die Erziehung sich als Philosophie begriff“. <sup>1</sup> Wie sich auch begriffsgeschichtlich zeigen lässt, hängen „Philosophie“ und „Paideia“ zunächst unauflöslich zusammen. <sup>2</sup>

Im zweiten Teil dieses Beitrags soll dieser Beobachtung etwas genauer nachgegangen werden, indem die Erziehungs- und Bildungsideen der Sophisten, von Platon und Isokrates in den Blick genommen werden. Dabei wird die Frage verfolgt, inwiefern deren Philosophiekonzeptionen selbst eine genuin paideutische Dimension eingeschrieben ist, inwiefern sie es also in und durch ihre Schriften bzw. ihre philosophische Praxis darauf anlegen, ihrem Adressaten eben jene Form der philosophischen Paideia, wie sie auf der theoretischen Ebene gefasst wird, zu ermöglichen. Abschließend wird im so eröffneten Horizont das Werk des Aristoteles daraufhin befragt, ob es wirklich, wie bisweilen angenommen wird, das „Ende der Anfänge“ der Bildungsphilosophie im beschriebenen Sinne markiert. Dabei kann die Darstellung, wie schon Teil eins, insgesamt nicht mehr als einige erste Hinweise geben.

### Wa(h)re Bildung: Die Sophistik als bildungsgeschichtliches Phänomen

Relativ zu Beginn von Platons *Sophistes*, im Zuge der doppelbödigen und deutlich parodistische Züge tragenden Dihairesen, wird der im Dialog gesuchte Sophist unter anderem als Händler von Bildungsgütern bestimmt, der Wissen und Kenntnisse gegen Bares verkauft (223b–224e), sowie als lohnfordernder Jäger auf ein von Natur aus zahmes Tier: den Menschen (221c–223b). Seine bevorzugte Beute sind zahlungskräftige Jünglinge, die sich von der Verheißung absoluter Souveränität in jeder Lebenslage, dem Schein der Allwissenheit und der damit verbundenen Macht über andere locken lassen. Während die Gesprächspartner, die im Dialog ihrerseits zu Jägern werden, das Eigentümliche des sophistischen Diskurses aufzuspüren versuchen und im Vollzug des Gesprächs das Philosophische in dessen Überwindung entdecken (253c), führt Platon in anderen Dialogen das Gesprächsgebaren der Sophisten anhand einer Reihe schillernder Figuren vor.

Platons Auseinandersetzung mit der Sophistik wird bis heute kontrovers beurteilt: Während einige sie für polemisch verzerrend halten und dagegen die gedanklichen

Leistungen der Sophisten stark machen,<sup>3</sup> halten andere sie für schmerzhaft genau. So weist Barbara Zehnpfennig darauf hin, dass niemand die Sophisten ernster genommen habe als Platon. Die Behauptung, er habe Zerrbilder von ihnen gezeichnet, sei schon angesichts der Tatsache, dass seine Dialoge selbst eine maßgebliche Quelle sind, aus denen sich unser Wissen über sie speist, kaum haltbar. Platons Haltung ihnen gegenüber sei auch „nicht einfach die der Kritik“ gewesen. Vielmehr zeigen seine Dialoge „ein geistiges Ringen, das dem intellektuellen Gegner den größten Raum gewährte. [...] Wenn man über eine historisch nicht ganz getreue Darstellung in den Dialogen spekulieren möchte“, könne man sie allenfalls „in der gedanklichen Geschlossenheit der sophistischen Positionen vermuten. Denn das ist in der Tat das spezifisch Sokratisch-Platonische: die Dinge radikal zu Ende zu denken.“<sup>4</sup>

So umstritten die Sophistik bis heute ist, besteht zumindest Einigkeit darüber, dass sie enormen Einfluss auf die Geschichte des pädagogischen Denkens wie auch auf die Gestalt des abendländischen Schulwesens genommen hat. Die Sophisten können als „die eigentlichen Begründer eines höheren Unterrichts“ gelten. „Sie sind die ersten, die Erziehung [...] zu einem Beruf, und zwar zu einem Lehrberuf, gemacht haben, die ersten, die sich bewußt als Jugendbildner verstanden, und die ersten, die das Erziehungsgeschäft zu einer [...] Kunstform entwickelten und auf dessen natürliche und methodische Bedingungen reflektierten.“<sup>5</sup>

---

*Für die Sophisten wurde die Tugend zu einer Sache des Lehrens und Lernens. Jeder, der sich bei ihnen einschrieb, sollte sie gegen Geld und Geduld von ihnen erwerben können – so das Versprechen.*

---

Welche Bildungsideen vertraten die Sophisten? Die für das pädagogische Denken grundlegendste besteht, so Thomas Buchheim, darin, dass „die Tugend [...] und damit das gute und zugleich richtig geführte Leben [...] eine Sache des *Lehrens* und *Lernens* sein könne, also nicht allein auf familiäres Herkommen, natürliche Begabung und günstige Umstände (Glück) gegründet sei.“ Der Mensch ist demnach durch *Erziehungsbedürftigkeit* und *Bildsamkeit* charakterisiert. „Dass die Tugend im Prinzip von jedermann gegen Geld und Geduld *erworben* werden könne und zwar eben durch Einschreibung bei den Sophisten, den Professoren der Tugend und Wohlberatenheit [...], war eine Neuigkeit, die Aufsehen erregte.“<sup>6</sup>

Der Unterricht der Sophisten wartete mit neuen Gegenständen und -methoden auf. Das von ihnen „verkaufte

neue Wissen und Können ging erheblich hinaus über die übliche musische und gymnastische Ausbildung und das privat organisierte Erlernen von Rechnen, Lesen, Schreiben mitsamt der Dichterlektüre“<sup>7</sup>, spricht: die Elementarbildung, von der im ersten Teil dieses Beitrags die Rede war. Das Ziel ihrer Lehrgänge bestand darin, technisches Wissen und Fertigkeiten zu vermitteln, die dem nach ökonomischen Erfolg, sozialer Anerkennung und politischem Einfluss Strebenden Nutzen versprachen. Im Zentrum stand die *Redefertigkeit*, deren Bedeutung im öffentlichen Leben Athens kaum zu überschätzen war.

Neben dem Lehrvortrag und dem Wiedergeben des Gelernten aus dem Gedächtnis setzten die Sophisten dazu „auf die Einübung von situationstypischen Redepraktiken und vielleicht auch schon von Redefiguren, wie sie von der historisch anschließenden Rhetorik analysiert und ausgefeilt worden sind.“<sup>8</sup> Von Protagoras etwa wird berichtet, dass er seine Schüler für und wider ein und dieselbe Sache reden und Redewettkämpfe veranstalten ließ. Das agonale, wettkämpferische Moment, das die attische Gesellschaft insgesamt durchzog, wurde damit, so eine zweite Leitidee, in die Ausbildung hineingeholt. „Der agonale Impetus und Eifer der Sophisten und ihre agonalen Erfindungen und Methoden (*dissoi logoi*, Kritik und Überführung, Redewettkämpfe, antilogische und dialektische Argumentation, *dikaioi* und *adikoi logos*)“ prägten ihre Ausbildungsangebote.<sup>9</sup>

Damit verbunden ist ein dritter wichtiger Impuls: Die Idee eines „allgemeinen *Mediums* des Wissens, durch dessen Training sie dies Allgemeinwissen [...] zu realisieren versuchten, nämlich die Rede und sprachliche Darstellungsfähigkeit.“<sup>10</sup> Dadurch rückt die sophistische Philosophie- und Unterrichtskonzeption äußerlich in die Nähe zur platonischen wie auch der des Sokrates. Beide entwickelten ihr jeweiliges Bildungdenken jedoch in scharfer Abgrenzung zur Sophistik.

#### **Platon und der philosophische Dialog als Paideia**

Die neuen Wanderlehrer waren schon unter den Zeitgenossen heftig umstritten.<sup>11</sup> Einerseits galten Sophisten wie Protagoras aus Abdera, Gorgias von Leontinoi, Antiphon aus Athen oder Prodikos von Keos als angesehene öffentliche Intellektuelle;<sup>12</sup> andererseits stieß die von ihnen propagierte Vorstellung einer Lehr- und Lernbarkeit der Tugend (*arete*) in Kreisen, die dem Modell eines durch Herkunft bestimmten Lebenswegs verpflichtet blieben, auf Ablehnung. Der neuen ‚Bildung‘, die von jedem, der über die finanziellen Mittel verfügte, erworben werden können sollte, haftete etwas Minderwertiges an.

Dimension angesprochen wird. Doch worin diese Transformation besteht und wie sie vollzogen werden kann, wird dem Leser nicht einfach *gesagt*. Wer zu verstehen versucht, wie Bildung bei Platon gedacht wird, muss deshalb nicht nur die Ebene des Gesagten betrachten, sondern sich dem Dialoggeschehen selbst zuwenden. Die platonischen Dialoge lassen sich aus dieser Sicht immer auch als Unterrichtsdramen, als „Übungsstücke zur Anleitung im philosophischen Denken“ (Michael Erler) lesen.<sup>16</sup> Das Bildungskonzept, das dem platonischen Philosophieren zugrunde liegt, und die damit verbundene ‚Umwendung‘ wird in ihnen nicht bloß beschrieben, sondern *vorgeführt* und *vollzogen* – einerseits mit den Gesprächspartnern, die in ihnen auftreten, andererseits mit dem Leser, der ihnen aufmerksam folgt. Erst durch einen solchen Nachvollzug kann er dem platonischen Konzept philosophischer Bildung auf die Spur kommen.

Diese Form einer genuin philosophischen Bildung ist nicht gelehrte Vielwisserei (*polymathia*), schon gar nicht scheinbare Allwissenheit, auch nicht bloß technisches *know-how*. Sie hat als Voraussetzung nicht die Aneignung von Wissen, sondern im Gegenteil die Erschütterung dessen, was wir zu wissen glauben, über das wir aber in Wahrheit nur Meinungen (*doxai*) besitzen, von dem wir gleichwohl wie selbstverständlich ausgehen und an dem wir alles andere messen. Dies führt zur Idee eines *wissenden Nichtwissens* – eine Einsicht, die beim Gesprächspartner zunächst durch das Scheitern der Meinungen im elenktischen Gespräch provoziert werden soll.

---

*In den platonischen Dialogen wird die sophistische Vorstellung von Wissen als Ware, die man einfach weiterverkaufen kann, verworfen. Philosophische Bildung wird nicht als Erwerb von Wissen und Können, sondern als Ausbildung einer bestimmten, genuin philosophischen Haltung gefasst.*

---

Diese Einsicht ist aber nicht als einfache Negation der Möglichkeit von Wissen schlechthin zu betrachten – zumal dann unverständlich bliebe, woher sich die Fähigkeit des platonischen Sokrates, seine Gesprächspartner, allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz, im Gespräch zu Einsichten zu führen, speist. Stattdessen scheint sie auf eine andere, höherstufige Form des Wissens zu verweisen, das sich auf den angemessenen Umgang mit Reden, eigenen und fremden, und den in ihnen erhobenen Geltungsansprüchen bezieht, darüber hinaus aber auf eine bestimmte Haltung zielt: „Nicht die Durchsetzung von etwas bereits gegenständlich Verfügbarem, sondern die Bildung von etwas Ungegenständlichem (einer philosophischen

Mit Blick auf Platons Auseinandersetzung mit der Sophistik wäre es nun aber ein grundlegendes – wenn auch verbreitetes – Missverständnis, seine Kritik als Ausdruck des Ressentiments des geborenen Aristokraten gegenüber den ‚Bildungsaufsteigern‘ und ‚Emporkömmlingen‘ zu deuten. Auch wäre die Behauptung verkürzt, Platon habe vornehmlich die Unterhöhnung der überkommenen Gesellschaftsordnung durch die Sophisten befürchtet – wenngleich durch ihren radikalen Subjektivismus, Relativismus und Skeptizismus in der Tat der Verlust des Gemeinsamen drohte. Die platonischen Dialoge lassen sich vielmehr ganz auf die Suche nach der Sache der Bildung ein. Ziel der Kritik sind die Konzepte der Bildung und des Wissens selbst, mit denen die Sophistik operiert. In den platonischen Dialogen wird immer wieder deutlich, dass Bildung überhaupt nicht als objektivierbar und somit kommerzialisierbar, mithin als warenförmig zu begreifen sei. Ihre Gehalte können nicht, wie es die Sophisten suggerierten, von einem wissenden Sender zu einem als unwissend und damit als eigentümlich leer vorgestellten Empfänger übermittelt werden.<sup>13</sup> Ein solches Modell wird an zahlreichen Stellen zurückgewiesen, etwa im Rahmen der sogenannten *anamnesis*-Lehre im *Menon*, der Maieutik-Passage im *Theaitetos*, der Wollfaden-Metapher im *Symposion*, im Bild des überspringenden Funkens im *7. Brief* oder im Höhlengleichnis sowie im Kontext der Schriftkritik.

Alle diese Passagen scheinen in die gleiche Richtung zu weisen: Bildung ist demnach nicht das, wofür die Sophisten sie ausgeben, wenn sie im Zuge ihrer Selbstvermarktungen versprechen, „blinden Augen Sehkraft“ zu verleihen (*Politeia* 518c). Die von ihnen erhobene Forderung von Lehrgeld scheint insofern auch nicht das eigentliche Problem, sondern eher von symbolischer Kraft – wenngleich der platonische Sokrates, der im Übrigen abstrikt, überhaupt jemals jemandes Lehrer gewesen zu sein (*Apologie* 33a–b), nie Bezahlung verlangte.<sup>14</sup> Vielmehr basiert die sophistische Vorstellung, Wissen derart vergegenständlichen zu können, selbst auf einem Trugschluss, nämlich auf der Ausblendung von dessen „unabstreifbare[r], genuin individuelle[r] [...] Verankerung“.<sup>15</sup> Genauso wenig kann Bildung darin bestehen, den Gegner im Wettstreit durch bloß technische Fertigkeiten und schiere Wortgewalt zu bezwingen.

Worin besteht sie aber dann? Wer hier wiederum eine lehrsatzförmige Antwort erwartet, wird vom platonischen Werk enttäuscht. Zwar wird die Paideia im Rahmen des Höhlengleichnisses als „Umwendung der ganzen Seele“ (*periagoge holes tes psyches*, *Politeia* 518d u. a.) gefasst, womit eine das Selbst-, Fremd- und Weltverhältnis des Einzelnen existentiell betreffende

Orientierung oder Haltung) in Auseinandersetzung mit anderen ist das Ziel der Platonischen Dialoge.<sup>17</sup> Die damit verbundene Form philosophischer Bildung ist, anders als die von den Sophisten angepriesene, genuin *reflexiv*, weil der so Gebildete in seinem Reden noch die Bedingungen der eigenen Rede und deren Vollzug mitbedenkt. Dabei überwindet er Hindernisse, die einer solchen Form der *sachorientierten* Rede entgegenstehen, sucht nicht mehr nach Wegen, das Gespräch und das Gegenüber zu beherrschen, sondern im Medium des Gesprächs gemeinsam mit dem Dialogpartner nach der in Rede stehenden Sache selbst.

Das Wissen, über das der Philosoph, der einen solchen Bildungsprozess durchläuft und ein solches Denken einübt, verfügt und das sich im Dialog zeigt, ist mithin nicht aussagenförmig und kann auch nicht allein durch Aussagen vermittelt werden.<sup>18</sup> Es ist aber auch kein rein technisches Wissen, wie es sich in schematisierten Rhetorikübungen erlangen lässt. Zu erreichen ist es nicht durch beflissene Rezitation prächtiger Vorträge oder die Teilnahme an Argumentationswettkämpfen, sondern nur im fortgesetzten, genuin philosophischen Dialog, der damit selbst zur herausgehobenen Vollzugsweise philosophischer Bildung wird.

### Isokrates und die Rhetorik als Tugendbildung

Die platonische Konzeption der philosophischen Paideia und ihrer in den Dialogen dramatisch inszenierten *periagogischen Struktur* ist nicht die einzige Antwort auf das Bildungsversprechen der Sophistik. In Konkurrenz zu Platon entwickelt Isokrates seine Vorstellung der Rhetorik als Tugendbildung. Diese Gegenüberstellung wird enorm einflussreich werden: „Fortan und die ganze spätere Antike hindurch sind Rhetorik und Philosophie die beiden miteinander konkurrierenden Formen des höheren Unterrichts. Zwar gibt es Versuche, die beiden miteinander zu verbinden [...]. Doch überwiegend ist in der Antike das Verhältnis zwischen Rhetorik und Philosophie eines der Rivalität, und man muss sich zwischen ihnen entscheiden, sobald die Beschäftigung damit den Grad des bloßen Kennenlernens übersteigt und zu einer Frage der Lebenswahl wird [...].“<sup>19</sup>

Wo die Polemik endet und der substantielle Unterschied beginnt, kann hier nur angedeutet werden. Hinzuweisen ist zunächst darauf, dass Isokrates mit Platon die Skepsis gegenüber einem instrumentalistisch verkürzten Bildungs- und Wissensbegriff, wie ihn die Sophisten zugrunde legen, und deren *technē*-Denken zu teilen scheint. In *Gegen die Sophisten* (XIII, 10) wendet sich Isokrates gegen jene, die vorgeben, „das Wissen um die Worte ließe sich genauso weiterreichen wie

die Kenntnisse der Buchstaben, ohne geprüft zu haben, wie es um die beiden Bereiche steht, aber im Glauben, sie würden aufgrund ihrer übertriebenen Versprechungen Bewunderung ernten“.

Im Gegensatz zur sokratisch-platonischen setzt die Bildungskonzeption des Isokrates vornehmlich auf die Beschäftigung mit politischen Reden (*logoi politikoi*). Dennoch versteht sie sich, so Thomas Blank, „keineswegs nur als *paideia* der praktischen Rhetorik, sondern in erster Linie als Tugendbildung. Erst eine solche Tugendbildung ermöglicht den richtigen Umgang mit den Vorbildungen, die rhetorische und andere *technai* liefern können.“<sup>20</sup> Damit wendet sich also auch Isokrates gegen die Vorstellung von Bildung als Vermittlung und Aneignung propositionalen Wissens einerseits, bloß technischen Könnens andererseits.

Während die isokratische Paideia hierin eine gewisse Nähe zum platonischen Denken aufweist, scheint ein zentraler Unterschied darin zu bestehen, dass hier die Suche nach *epistēmē* im Gegensatz zur bloßen Meinung im platonischen Sinne als verfehlt abgelehnt wird. Dagegen macht Isokrates „für die angemessene Urteilsfindung im öffentlichen Zusammenleben das unhintergehbare Recht des Dafürhaltens oder der Meinung (*doxa*) geltend. Nicht die Suche nach zeit- und situationsenthobener Erkenntnis (*epistēmē*) [...] ist dann das zentrale pädagogische Problem“, wie Jörg Ruhloff festhält. „Zur Leitaufgabe wird stattdessen die Tüchtigkeit im treffenden Urteil über prinzipiell veränderliche Sachlagen zum jeweils passenden Entscheidungszeitpunkt (*kairos*).“<sup>21</sup>

Weil sich eine solche Tüchtigkeit gerade nicht durch Lehrsätze vermitteln lässt, verzichtet auch Isokrates darauf, seine Bildungskonzeption entsprechend zu präsentieren. In seinem spätesten Werk, dem *Panathenaios*, gibt er jedoch eine Beschreibung desjenigen, den er gebildet nennt: Dieser verfügt über *praktische Vernunft*, die es ihm erlaubt, in wechselnden Situationen angemessen zu urteilen und zu handeln, ist umgänglich, kontrolliert seine Affekte im Kontext ethischen Handelns, duldet Schicksalsschläge und bewahrt seine Vernunft auch im Falle des Erfolgs.<sup>22</sup>

---

*Der Gebildete im Sinne des Isokrates besitzt und bewahrt praktische Vernunft und vermag in wechselnden Situationen angemessen zu urteilen und handeln.*

---

Interessant ist hierbei, dass auch die Schriften des Isokrates eine genuin paideutische Dimension aufzuweisen scheinen, die diesen theoretischen Reflexionen entspricht. So präsentieren die isokratischen Schriften,

Selbstbildung hin zu einer *Lehre* abgeschlossen. Damit wäre zugleich der Bruch zu der Idee von Philosophie als Paideia vollzogen.

Nicht in Abrede stellen, aber in anderes Licht rücken ließe sich dieser Befund möglicherweise dann, wenn man auch mit Blick auf die aristotelischen Schriften stärker auf deren methodische Seite und die didaktischen Strategien achten würde, die in ihnen am Werk sind. Gyburg Radke verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der *anagogischen Analytik*: Aristoteles „bringt das Denken seiner Leserinnen und Leser [...] in Bewegung, indem er Denkgewohnheiten, sprachliche Praktiken und [...] andere kulturelle und philosophiegeschichtliche Voraussetzungen befragt und benutzt, um Wissen in dem strengen Sinn sich bilden zu lassen, den Aristoteles in der *Metaphysik* und anderen Texten schrittweise einführt.“<sup>25</sup> Wollte man nach der paideutischen Dimension des aristotelischen Philosophierens fragen, wäre diese Ebene seiner Schriften genauer zu betrachten.

wie Blank gezeigt hat, keineswegs nur gelungene Beispiele für Argumentationen, mit denen ein Publikum überzeugt werden und die seinen Schülern zur Nachahmung dienen sollten. Vielmehr habe er in ihnen als kritisch-diskursives Element auch inkonsistente Positionen dargestellt und schwache oder sogar unzulässige Argumente verwendet, die von dem kleinen Kreis seiner aufmerksamen Leser von Fall zu Fall durch eigene Anstrengung entlarvt werden sollten. Wie die platonischen Dialoge auch würden die Schriften des Isokrates demnach einen aktiven und kritischen Leser voraussetzen bzw. würde die Lektüre selbst zumindest potentiell eine Haltung bei ihrem Leser schulen, die gerade keine der blinden Rezeption und Nachahmung ist, sondern immer auch eigene Anstrengung in der Auseinandersetzung mit dem Gesagten provoziert.

### Ausblick: Das Werk des Aristoteles – das Ende der Philosophie als Paideia?

Mit den Überlegungen zur Erziehung und Bildung bei den Sophisten, Platon und Isokrates wurden einige Schlaglichter auf die antike Idee der ‚Philosophie als Paideia‘ geworfen. Spannend wäre es, diese Idee weiterzuverfolgen in die Schulen des Hellenismus und deren gegenwärtig wieder vieldiskutiertes Konzept von ‚Philosophie als Lebensform‘ sowie in den spätantiken Philosophieunterricht. Im vorliegenden Beitrag kann dies nicht mehr geleistet werden. Abschließend soll aber in dem so eröffneten Horizont zumindest kurz auf Aristoteles geblickt werden. Das ist unter anderem deshalb interessant, weil dessen „universal ausgreifende[s] Werk“ für viele Beobachter das „Ende der Anfänge“ einer ‚Philosophie als Paideia‘ markiert. „Die Pädagogik“ sei für Aristoteles, so Ruhloff, „zwar ein wichtiges Gebiet. Sie steht aber weder im Zentrum seiner philosophischen Schriften, noch treibt sie sein Denken und Forschen durchwegs an. Eine begriffsinterne Verbindung zwischen Philosophieren und *paideia*, Erziehung und Bildung, scheint Aristoteles nicht wahrzunehmen.“<sup>23</sup>

Auf den ersten Blick scheint diese Diagnose zuzutreffen. So diskutiert Aristoteles zwar in seinen Schriften die Voraussetzungen, die ein Lernender mitbringen muss, um überhaupt rezeptiv für die Philosophie zu werden, und die Tugenden des Lernenden<sup>24</sup>, die Struktur von Lehr- und Lernprozessen und wendet sich auch Fragen zu, die wir heute als entwicklungspsychologische charakterisieren würden. Eine so intime Verflochtenheit von Philosophie und Bildung wie bei seinen Vorgängern scheint sich aber nicht ausmachen zu lassen. Bei Aristoteles wird damit die Transformation der Philosophie, so eine gängige Lesart, von einer Tätigkeit des Lehrens und Lernens, der Bildung und

- 1 Eugen Fink: *Metaphysik der Erziehung im Weltverständnis von Platon und Aristoteles*. Frankfurt a. M., S. 7.
- 2 S. dazu Jörg Ruhloff: *Bildungsphilosophie. Wahrheitsfragen und kulturgeschichtliche Erläuterungen ihrer Anfänge*, in: *Topologik – Rivista Internazionale di Scienze Filosofiche, Pedagogiche e Sociali* 17 (2015), S. 96–145.
- 3 So etwa Klaus Meister: „Aller Dinge Maß ist der Mensch“. *Die Lehren der Sophisten*. Paderborn 2010.
- 4 S. dazu den Beitrag von Philosophie in debate: „Pro und Contra: Irrte Platon mit seiner Kritik an den Sophisten?“ Online: <https://philosophie-indebate.de/1596/pro-und-contra-irrt-platon-mit-seiner-kritik-an-der-sophisten/> (letzter Zugriff: 20.05.2018)
- 5 Ernst Lichtenstein: *Paideia. Die Grundlage des europäischen Bildungsdenkens im griechisch-römischen Altertum*. Bd. 1: *Der Ursprung der Pädagogik im griechischen Denken*. Hannover 1970, S. 47.
- 6 Thomas Buchheim: *Händler des guten Lebens. Sophistische Erziehungsideen*, in: Christof Rapp/Tim Wagner (Hrsg.): *Bildung und Wissen in der antiken Philosophie*. Stuttgart/Weimar 2006, S. 73–83, hier: S. 73f.
- 7 Ruhloff (wie Anm. 2), S. 122.
- 8 Ebd., S. 123.
- 9 Buchheim (wie Anm. 6), S. 75.
- 10 Ebd.
- 11 S. dazu allgemeiner Jan Dreßler: *Wortverdrehen, Sonderlinge, Gottlose: Kritik an Philosophie und Rhetorik im klassischen Athen*. Berlin/ New York 2014.
- 12 Michael Erler: *Platon*. München 2006, S. 64.
- 13 Dies ist das große Thema der Studie zum Theaitetos von Johannes Hachmöller: *Platons Theaitetos. Ein Gespräch an Heraklits Herdfeuer*. Würzburg 2015.
- 14 Zu dieser Passage, die Sokrates nicht nur in den Gegensatz

- zur Sophistik stellen soll, sondern mit Blick auf die unterschiedlichen neuen Lehrer, die zu dieser Zeit auf die Bühne Athens getreten waren, komplexer ist, siehe etwa Avi I. Mintz, Avi: Why did Socrates Deny that he was a Teacher? Locating Socrates among the New Educators and the Traditional Education in Plato's Apology of Socrates, in: Educational Philosophy and Theory 46 (2014), H. 7, S. 735–747.
- <sup>15</sup> Ruhloff (wie Anm. 2), S. 123. Vgl. auch die lesenswerte Studie von Roland Mugerauer: Sokratische Pädagogik. Ein Beitrag zur Frage nach dem Proprium des platonisch-sokratischen Dialoges. Marburg 1992.
- <sup>16</sup> Vgl. etwa auch A.K. Cotton: Platonic Dialogue and the Education of the Reader. Oxford 2014; Jill Gordon: Turning towards Philosophy. Literary device and dramatic structure in Plato's Dialogues. University Park, Pennsylvania 1999.
- <sup>17</sup> Christiane Schildknecht: Philosophische Masken. Literarische Formen der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg. Stuttgart 1990, S. 36f.
- <sup>18</sup> Hierin folge ich den wichtigen Arbeiten Wolfgang Wielands und anderer, siehe Wolfgang Wieland: Platon und die For-

- men des Wissens. 2., durchges. und um einen Anh. und ein Nachw. erw. Aufl., Göttingen 1999; vgl. etwa auch die Studie von Francisco J. Gonzalez: Dialectic and Dialogic. Plato's Practice of Philosophical Inquiry. Evanston 1998.
- <sup>19</sup> Heinrich Niehues-Pröbsting: Die antike Philosophie. Schrift, Schule, Lebensform. Frankfurt a.M. 2004, S. 116.
- <sup>20</sup> Thomas Blank: Logos und Praxis. Sparta als politisches Exemplum in den Schriften des Isokrates. Berlin 2014, S. 49.
- <sup>21</sup> Ruhloff (wie Anm. 2), S. 133.
- <sup>22</sup> Blank (wie Anm. 21), S. 58.
- <sup>23</sup> Ruhloff (wie Anm. 2), S. 134.
- <sup>24</sup> Siehe dazu Miles Burnyeat: Aristotle on Learning to Be Good. In: Amélie Rorty (Hg.): Essays on Aristotle's Ethics. Berkeley 1980, S. 69–92.
- <sup>25</sup> So Gyburg Radke in ihrem Vortrag Aristoteles' Metaphysik. Philosophiegeschichte als Wissenspraxis gehalten am 27.04.2016 an der FU Berlin, nachzuhören unter [http://www.sfb-episteme.de/Listen\\_Read\\_Watch/Audiomitschnitte/RV\\_Aristotelismen/2\\_vortrag\\_uhlmann/index.html](http://www.sfb-episteme.de/Listen_Read_Watch/Audiomitschnitte/RV_Aristotelismen/2_vortrag_uhlmann/index.html) (letzter Zugriff: 20.05.2018).

## Memorial, Or How Alice Oswald Excavates the Iliad

AN ARTICLE BY LENA LINNE

**H**ave you ever tried to read Homer's *Iliad* in one sitting? Then Alice Oswald's *Memorial* might just be the right book for you. Oswald is not only a major living poet, whose seven volumes of poetry have won her prestigious awards such as the T. S. Eliot Prize and the Hawthornden Prize; she also holds a degree in Classics from Oxford University. In 2011, she published *Memorial: An Excavation of the Iliad*. The subtitle has two important implications: first, it suggests that the poem is a translation or adaptation of the classic Greek epic; second, it implies that Oswald, like an archaeologist, intends to "dig up" or bring to the surface what she considers the very essence of Homer's text. However, considering that the 24 Books of the *Iliad* contain more than 15,000 verses, *Memorial* is an unexpectedly slim volume of no more than 1,500 lines. Clearly, Oswald heavily shortens Homer's original, which offers you the unique chance to read the whole poem in one go.

Oswald reduces Homer's epic to a tenth of its former length by, surprisingly, leaving out its plot. The *Iliad* revolves around Achilles' wrath and its aftermath, battle scenes, duels, negotiations and funeral games; nothing of this is narrated in *Memorial*. As Oswald puts it in the preface, *Memorial* "is a translation of the *Iliad*'s atmosphere, not its story" (1). Focussing on what she regards

as the core of Homer's epic, she restricts her poem to two major elements of the Greek original: (a) the short biographies, or "obituaries," of the warriors fallen in battle, and (b) the epic similes. The result of this process is *Memorial*, a poem divided into three parts. The opening passage (pp. 5–12) consists in a bare list of the names of more than 200 fallen soldiers named in the *Iliad*. The final part (pp. 73–84) comprises a string of eleven epic similes; each simile is printed on a separate page, the last is printed twice. The main section (pp. 13–72) juxtaposes obituaries with similes. An obituary – sometimes a series of several obituaries – is followed by a simile, which is usually repeated. Take a look at this example:

Also ADRESTUS and AMPHIUS  
 Everyone knew they were going to die  
 They were the sons of Merops the prophet  
 He begged them to stay at home but they couldn't listen  
 Their own ghosts were calling them to Troy  
 Immaculate in clean linen  
 They set out together but Death  
 Was already walking to meet them

Like a goatherd stands on a rock  
 And sees a cloud blowing towards him  
 A black block of rain coming closer over the sea  
 Pushing a ripple of wind inland  
 He shivers and drives his flocks into a cave for shelter

Like a goatherd stands on a rock  
 And sees a cloud blowing towards him  
 A black block of rain coming closer over the sea  
 Pushing a ripple of wind inland  
 He shivers and drives his flocks into a cave for shelter (40–41)

The obituaries provide information about the victims' descent, notable occurrences in their lives as well as about the manner of their deaths. In this case, we learn about the two brothers' family (their father Merops is a prophet) and the events that precede their deaths (they go to war against their family's wishes). The obituary is complemented by a simile about a goatherd.

Attentive readers will, at this point, surely raise their eyebrows. After all, Adrestus and Amphius die in Book 11 of the *Iliad*;<sup>1</sup> yet the simile about the goatherd features in Book 4, where it is attached to a passage in which the two Aiantes and their warriors are marching into battle:

As when from some high point a goatherd sees a cloud coming over the sea at the west wind's blast: to his eyes in the distance it shows black as pitch as it crosses the sea, and it brings a great storm with it: and he shivers at the sight and drives his flock into a cave's shelter. Such were the dense-packed battalions of fine young men, god-blessed, moving with the Aiantes to the ravage of war – black, and shivering with shields and spears. (4.275–82)

In Homer's epic, the simile is clearly employed to illustrate the colour of the warriors' clothes and the movement and density of their weapons. In composing *Memorial*, Oswald detaches the simile from this passage and transfers it to an obituary. Thereby, she first severs the ties between the simile and its original context, and then creates a new bond between the simile and its respective obituary in *Memorial*. In this process, the simile gains a different meaning. With few exceptions, Oswald handles all her similes in this manner.<sup>2</sup> Her "excavation" is a creative process that generates new connections. In *Memorial*, the goatherd apparently represents Merops. The common ground between simile and obituary seems to be that both priest and goatherd are awaiting an imminent catastrophe which they cannot prevent (Merops sees his sons running into disaster, the goatherd realises that a storm is approaching).

*"The poem poses a challenge to the recipient, who more often than not needs to pay close attention to detail so as to discover the common ground between simile and obituary."*

I phrase this cautiously, though, because in *Memorial* the analogies between obituaries and similes are by no means as obvious as they are in the *Iliad*. On the contrary. Whereas the similes in the *Iliad* often explicitly

point out the tertium comparationis ("Such were the dense-packed battalions..."), *Memorial* fails to emphasise these links. Hence, the new meaning produced by Oswald's transposition of the similes remains elusive. The poem poses a challenge to the recipient, who more often than not needs to pay close attention to detail so as to discover the common ground between simile and obituary. While *Memorial* is shorter than the *Iliad*, it is also more demanding.<sup>3</sup>

Although the opening sentence of the preface prominently calls *Memorial* a "translation," it cannot be overlooked that Oswald takes some liberties with the Greek text. She admits as much herself:

My "biographies" are paraphrases of the Greek, my similes are translations. However, my approach to translation is fairly irrelevant. I work closely with the Greek, but instead of carrying the words over into English, I use them as openings through which to see what Homer was looking at. I write through the Greek, not from it – aiming for translucence rather than translation. (2)

To shed some light on Oswald's rendering of the Greek, I will take a closer look at two particular similes. The first example is one of the lion similes so typical of the *Iliad*. When Achilles mourns the loss of Patroklos, he is compared to a lion who has lost his cubs:

The son of Peleus led their loud lament [...] like some great bearded lion whose cubs have been stolen from the thick wood where he left them by a man out hunting deer: the lion comes back too late and is filled with anguish, and ranges through many of the mountain hollows tracking after the man's footsteps in the hope of finding him, and bitter fury grips him. So Achilles, groaning heavily, spoke to the Myrmidons [...]. (18.316–23)

Clearly, likening Achilles to a lion is a means of foregrounding his physical strength, rage and vindictiveness. In the speech that follows the simile, he swears to exact violent revenge on the Trojans and their innocent children. Oswald moves the simile to the obituary of Lycaon, where it illustrates the lament of Laothoë, his mother. Hence, it is transferred from a revengeful warrior and ruthless killer in the *Iliad* (Achilles) to a grieving mother, mourning the loss of her child in *Memorial* (Laothoë):

Like when a lion comes back to a forest's secret rooms  
 Too late  
 The hunter has taken her children  
 She follows the tracks of that man  
 Into every valley  
 With her heart's darkness  
 Growing darker (69)

Though the analogy is not highlighted, the lioness, who has lost her offspring, apparently corresponds to Laothoë, who is deprived of her son. Oswald's version of the simile deviates from the *Iliad*'s text in at least two respects. Not only does Oswald turn the prepositional phrase “ὄλης ἐκ πυκνῆς” (rendered as “from the thick wood” by Hammond) into the more beautiful and poetical “a forest's secret rooms.” More importantly, the lion in the *Iliad*, i. e. Achilles, is affected in the following manner: “μάλα γὰρ δριμύς χόλος αἶρει” (translated by Hammond as “and bitter fury grips him”). In contrast, the lioness in *Memorial*, i. e. Laothoë, tracks the hunter “With her heart's darkness / Growing darker,” a curiously ambiguous expression which may include an Achilles-like thirst for revenge but which first and foremost relates to the immense grief of the mother mourning her son. Oswald engages creatively with her source text so as to generate new coherence between the hitherto unconnected simile and obituary. Another simile she treats with the same kind of creative freedom features a snowstorm:

Like snow falling like snow  
When the living winds shake the clouds into pieces  
Like flutters of silence hurrying down  
To put a stop to the earth at her leafwork (18)

The snowflakes that “put a stop to the earth at her leafwork” are apparently Oswald's loose version of the verse “ταρφειὰς κατέχευεν ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ” (12.158, translated by Hammond as “drives thick over the nourishing earth”). Her “flutters of silence” have no equivalent in the Greek original at all. Oswald transforms the first passage and adds the second so as to generate a link to the preceding obituary of Odios and Phaestus: both warriors die, i. e. their lives are “stopped,” and they will from now on be covered by the “silence” of death.

“I write through the Greek, not from it  
—  
aiming for translucence rather than translation.”  
(Alice Oswald)

Oswald's “excavation” of the *Iliad* hence relies upon what she herself calls a “reckless dismissal of seven-eighths of the poem” (2), on re-arrangements of the remaining similes and obituaries that are often puzzling, and on a rather literal understanding of the process of translation. Thus, one might get the impression that *Memorial* has little to do with the *Iliad* and that Oswald is using the *Iliad* for her own purposes, turning the epic of a man's wrath into a somewhat obscure stylistic exercise. However, nothing could be further from Oswald's intentions than depriving Homer's epic of its charm. Indeed, as she explains in an interview in 2013, Oswald first became

acquainted with Homer when she attended grammar school. Ever since, she has been enthusiastic about his epics:

I first started reading [Homer] when I must have been about sixteen, and I was lucky enough to be the only person at school studying Greek. I had a very sympathetic classics teacher who allowed me to forget about the rest of the syllabus and just read Homer, because I became determined that I wanted to read the whole of the *Odyssey* – and that was just such a treat. It was really exciting because I felt that it wasn't like literature, it was something quite different, much more like life, much less “mediated.” (Jaffa 17)<sup>4</sup>

In the same interview, Oswald also states that the fates of the ordinary warriors in the *Iliad* interest her more than the narrative about its heroes (Jaffa 19). Consequently, by leaving aside the *Iliad*'s plot, she does not mean to rob the Homeric text of its appeal. Rather, she aims to get at the very core of the epic just “as you might lift the roof off a church in order to remember what you're worshipping,” as she puts it in the preface (1). By focussing on death and lament, she produces “a kind of oral cemetery – in the aftermath of the Trojan war, an attempt to remember people's names and lives without the use of writing” (2). In Oswald's view, this is an approach in keeping with Homer's original, an approach which produces a condensed version of the *Iliad* that “excavates” the very heart of the epic.

#### Works Cited

- Cox, Fiona. “Alice Oswald.” *Practitioners' Voices in Classical Reception Studies* 4 (2013): n. pag. 19 Nov. 2017 <<http://www.open.ac.uk/arts/research/pvcrs/2013/oswald>>. Web.
- Hahnemann, Carolin. “Book of Paper, Book of Stone: An Exploration of Alice Oswald's Memorial.” *Arion: A Journal of Humanities and the Classics* 22 (2014): 1–32. Print.
- Homer. *Homeri Opera: Iliadis Libri*. Ed. David B. Monro and Thomas W. Allen. 3rd ed. 2 vols. Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis. Oxford: Clarendon, 1920. Print.
- . *The Iliad*. Trans. and introd. Martin Hammond. Penguin Classics. London: Penguin, 1987. Print.
- Jaffa, Naomi. “A Conversation with Alice Oswald.” *Brick: A Literary Journal* 90 (2013): 17–20. Print.
- Linne, Lena, and Burkhard Niederhoff. “[M]emories and similes laid side by side': The Paratactic Poetics of Alice Oswald's Memorial.” *Connotations: A Journal for Critical Debate* 27 (2018): 19–47. <<http://www.connotations.de/article/lena-linne-und-burkhard-niederhoff-the-paratactic-poetics-of-alice-oswalds-memorial/>>. Web.
- Oswald, Alice. *Memorial: An Excavation of the Iliad*. London: Faber and Faber, 2011. Print.

- 1 I use the Oxford Classical Texts edition by Monro and Allen for the Greek original and the prose translation by Hammond for the English text. Adrestus and Amphius die in 11.328–34, which is partly a verbatim repetition of a passage from the ship's catalogue (2.830–34).
- 2 By way of an appendix to her essay on *Memorial*, Hahnemann offers a full list of the similes in *Memorial* together with

- the corresponding passages in the *Iliad*. In her incisive article, she reads the poem against the background of war memorials.
- 3 For a more detailed discussion of *Memorial* and particularly its connections between similes and obituaries, see the article by Burkhard Niederhoff and myself.
- 4 Oswald shows the same enthusiasm for Homer's epics in the opening passages of the interview conducted by Cox.

## Ein Semester im Zeichen Homers

EIN VORLESUNGSBERICHT VON LISA BRAMMERTZ UND NINA KULLMANN

**Das Sommersemester 2018 steht an der Ruhr-Universität Bochum ganz im Zeichen Homers. In einer Ringvorlesung werden den Studierenden die homerischen Epen und ihre Rezeptionsgeschichte aus der Perspektive verschiedener DozentInnen und Fakultäten der RUB vorgestellt. Neben den Vorlesungen findet außerdem für Interessierte ein Lektürekurs zur *Odyssee* statt, der sich im Detail den einzelnen Gesängen widmet. Nach der Hälfte des Semesters ziehen wir ein erstes Resümee.**

Die Reihe eröffnete der Gräzist und derzeitige Dekan der Fakultät, Prof. Dr. Manuel Baumbach, mit einem Vortrag zu den Hintergründen der Entstehungsgeschichte der homerischen Epik. Die homerischen Epen *Ilias* und *Odyssee* zählen zu den bekanntesten Werken der griechischen Antike und sind aus dem Kanon der Weltliteratur nicht wegzudenken. Sie erzählen von den Ereignissen um Troja und den Irrfahrten des Odysseus.

Ursprünglich wurden die Epen mündlich tradiert. Erst mit der Einführung der griechischen Schriftzeichen am Beginn der archaischen Epoche kam es ca. im 8.–7. Jahrhundert v. Chr. zu einer schriftlichen Fixierung. Dies war nur möglich, da in diesem Zeitraum die Buchstabenschrift entstand und die Epen somit erstmals festgehalten werden konnten. Vorher wurden die Epen als sogenannte *oral poetry* tradiert. Diese Art und Weise der Vermittlung gebrauchten vor allen Dingen Rhapsoden, um die Geschichten der griechischen Helden bei besonderen Anlässen zu rezitieren. Erst mit der Verschriftlichung kam es sowohl zur Festlegung des Wortlauts als auch des endgültigen Inhalts.

Aufgrund dieser Entwicklung ist die Frage der Autorschaft bis in die heutige Zeit umstritten und wird im Forschungsdiskurs als *homerische Frage* bezeichnet. Hierbei werden verschiedene Thesen über den oder die Schöpfer der Epen diskutiert. Die erste These vertritt

die Annahme, dass Homer als einziger Autor für die Schöpfung der *Ilias* und der *Odyssee* verantwortlich ist. Gegner dieser Hypothese sind der Auffassung, dass die Epen von mehreren Dichtern formuliert wurden, wodurch die Kritiker die Existenz Homers in Frage stellen. Der klassische Philologe Prof. Dr. Hellmut Flashar, der die zweite Sitzung leitete, vertritt die Position, dass die *Ilias* von Homer stammt, die *Odyssee* hingegen nicht.

Der Gattung des Epos entsprechend wird zwischen der Erzähler- und Figurenrede gewechselt, was als *genus mixtum* bezeichnet wird. Die *Odyssee* beginnt mit einem Musenanruf und geht dann in die sogenannte *Telemachie* über, bei der über vier Gesänge hinweg von Odysseus' Sohn Telemachos berichtet wird. Odysseus selbst kommt während seines Aufenthalts bei den Phaiaken zu Wort, indem er seine Erlebnisse schildert.

Baumbach erläuterte weiterhin, dass es vor der Verschriftlichung der beiden Epen vermehrt zu Migrationsströmungen in Griechenland kam. Zur Bildung einer kulturellen Identität benötigte man eine gemeinsame Religion und eine heroische Vergangenheit. Beide Faktoren lassen sich sowohl in der *Ilias* als auch in der *Odyssee* wiederfinden, wodurch sie großen Anklang in der Gesellschaft fanden. Neben den religiösen und identitätsstiftenden Motiven lassen sich außerdem viele weitere finden. Abgesehen von Geschichts-, Politik- und Ethikfragen werden auch Themen wie Geografie, Fremdheit, Wissen und Macht angesprochen; aber auch Familie, Liebe und Heimkehr spielen eine zentrale Rolle. Die vielfältigen Motive haben zu einer facettenreichen Rezeptionsgeschichte geführt.

Die wahrscheinlich bekannteste Rezeption des homerischen Stoffes ist *Ulysses* von James Joyce aus dem Jahr 1922, welche im Rahmen des Seminars *Homers ‚Odyssee‘ und die Weltliteratur. Lektürekurs zur Vorlesung* näher vorgestellt wird. Die Veranstaltung wird von Prof. Dr. Peter Goßens geleitet. Schauplatz des Romans sind



verschiedene Orte in Dublin; der Handlungszeitraum beschränkt sich auf den 16. Juni 1904 und den frühen Morgen des Folgetags. Im Mittelpunkt der Handlung steht vor allem Leopold Bloom, ein Anzeigenagent und zeitgenössischer Alltagsmensch. Bloom ist in Anlehnung an Odysseus als Irrgänger in den Straßen Dublins unterwegs. Verschiedene Motive aus der *Odyssee* lassen sich in James Joyces Roman wiederfinden, wie beispielsweise die Szene rund um die heiligen Rinder des Sonnengottes Helios. Bei Joyce werden die Motive jedoch nicht als eindeutige parallele Handlungen, sondern als verzerrte Darstellungen präsentiert. So deutet Joyce beispielsweise die Helios-Episode mit den heiligen Rindern als symbolischer Ausdruck von Fruchtbarkeit. Er parodiert den Gesang mittels eines Kapitels über die schwierige Geburt eines Kindes. Die jungen Mediziner, auf die Bloom in diesem Kapitel trifft, verspotten den Geburtsvorgang und werden somit als parallele Figuren von Odysseus' Gefährten angelegt. Ähnlich verfährt Joyce auch mit den anderen Episoden. Die Sirenen werden beispielsweise zu Bardamen, die versuchen, Bloom zu verführen; sie sind sich aber bereits im Klaren darüber, dass ihr Vorhaben erfolglos bleiben wird.

Eine weitere Verarbeitung des Stoffes findet sich in Dantes *Divina Commedia*, wie PD Dr. Bettina Full aus dem Romanistischen Seminar in der dritten Vorlesungssitzung berichtete. Dantes Odysseus-Figur zeichnet sich vor allem durch ihre Neugier aus, weswegen Homer in den Limbus, eine Art Vorhölle, verbannt wird. Nichtsdestotrotz wird der antike Dichter hoch angesehen. Dante inszeniert in der *Commedia* eine Begegnung zwischen Vergil und Homer. Vergil stellt Homer dabei als höchsten Fürsten der Dichter vor und reiht ihn in eine genealogische Reihe mit Horaz, Ovid, Lukan, Dante und sich selbst ein. Außerdem erklärt Vergil, dass Homer der von den Musen am meisten geliebte Dichter sei. Indem sich Dante auf Homer bezieht, spricht er auf diese Weise den Ursprung aller Dichtung an. Weiterhin berichtete Full, dass Giovanni Boccaccio einen Dante-Kommentar verfasste, für den er sowohl ein Portrait als auch eine fiktive Biographie Homers entwarf. Boccaccio stellt Homer darin als Sohn einfacher Eltern vom Land dar, der stets an einem nahen Austausch mit dem Volk interessiert war. Im Gegensatz zu Dante, der nur eine lateinische Übersetzung des Originals zur Verfügung hatte, konnte Boccaccio mit einer griechischen Ausgabe arbeiten.

Die bereits erwähnte Tatsache, dass Odysseus in der *Odyssee* selbst die Erzählerposition einnimmt, führte in der Rezeptionsgeschichte dazu, dass Werke wie *Das Schweigen der Sirenen* von Franz Kafka aus dem Jahr 1917 und *Berichtigung alter Mythen* von Berthold

Brecht aus dem Jahr 1933 verfasst wurden. Diese zweifeln die Glaubwürdigkeit des Helden in Bezug auf seine Erzählungen an. So singen beispielsweise die Sirenen weder bei Kafka noch bei Brecht, obwohl Odysseus von dem betörenden Gesang berichtet. Tatsächlich verstopft sich der Held im ersten Fall die Ohren, um die verführerischen Töne gar nicht erst zu hören, während sich die Sirenen im zweiten Fall schlichtweg weigern, ihre Künste für jemanden auszuführen, der keine „Bewegungsfreiheit“ besitzt. Aufgrund dessen wird der vielgewandte Heimsuchende insbesondere von Brecht als ein feiger Angeber bezeichnet. Je nach Auslegung spricht er diesen Vorwurf nicht zu Unrecht aus, da Odysseus sich in Homers Epos durchgehend verschiedenster Lügengeschichten bedient; sei es, um seine Identität zu wahren oder sein Gegenüber auf die Probe zu stellen.

Prof. Dr. Reinhold Gleis aus der Klassischen Philologie widmete sich in der vierten Sitzung der Fragestellung *Ilias Latina – eine ›römische‹ Fortsetzung der Ilias?*. Der Referent betrachte in diesem Zusammenhang insbesondere Homers Rolle in der lateinischen Epik. Obwohl der griechische Autor auch in den nachfolgenden Jahrhunderten weiterhin verehrt wurde, traute sich niemand an die Übersetzungen der beiden Epen, da es als einzigartiges und nicht nachahmbares Kunstwerk betrachtet wurde. Schließlich kam es zwischen 29. und 19. v. Chr. zur Verfassung der *Aeneis* durch Vergil. Dieser wollte sie vernichten, doch Augustus war von dem Werk überzeugt und ließ es veröffentlichen. Vergils Werk ist eine Synthese von *Ilias* und *Odyssee*, in der die Stoffe beider Epen in der Person des Aeneas vereint wurden. Nach Vergil kam das Epos wieder zum Erliegen, da niemand glaubte, ein ähnliches Werk erschaffen zu können. Schließlich erschufen sowohl Ovid als auch Lukan mit den *Metamorphosen* und der *Pharsalia* zwei *Anti-Aeneides*. Darauf folgend entstand die *Ilias Latina*, wahrscheinlich unter Kaiser Nero. Zu dem Verfasser ist allerdings nichts bekannt; es lassen sich basierend auf dem Akrostichon lediglich Vermutungen anstellen, das aus den ersten Versen der *Ilias Latina* gebildet wird und das Wort *Italicus* ergibt. Eine weitere Auffälligkeit besteht darin, dass die Inhalte teils bis zur Unkenntlichkeit gekürzt wurden. So wurde beispielsweise die Episode von Glaukos und Diomedes von 115 auf 11 Verse gekürzt.

Des Weiteren wurden von Prof. Dr. Bernd Bastert aus der Germanistik die deutschen Homerübersetzungen der Frühen Neuzeit besprochen. Im Mittelalter gab es die griechischen Epen nicht im Original; man kannte lediglich Homers Namen und die groben Inhalte seiner Werke. Stattdessen gab es verschiedene mittelalterliche Fassungen, die auf der *Ilias Latina* basierten. Nur

Homers Name wurde in einigen mittelalterlichen Werken genannt. Erst in der Renaissance und der Frühen Neuzeit konnten einige Akademiker Altgriechisch verstehen und waren somit in der Lage, die erste gedruckte Fassung (1488) zu lesen. Der erste deutsche Übersetzer war Simon Schaidenreisser. Seine *Odyssea* (1537) verfasste er in Prosaform, die Erweiterungen zum besseren Verständnis enthielt. Jedem seiner 24 Kapitel stellte er ein *argumentum* voran; einige erhielten außerdem ein Holzschnitt, um die im Kapitel vorkommenden Geschehnisse zu verbildlichen. Der bekannteste dieser Holzschnitte ist das Titelbild, auf dem Homer mit Horazio und Vergil gezeigt wird. Aufgrund der Darstellung lässt sich der griechische Autor als Urquell der Dichtung interpretieren, der alle nachfolgenden Dichter inspiriert hat. Die beigefügten Randanmerkungen und Hinweise ähneln in ihrer Form der uns heute bekannten kommentierten Ausgabe. Schaidenreissers *Odyssea* wurde schließlich eine der meist genutzten Grundlagen für weitere Übersetzungen.

Zu diesem Zeitpunkt können wir auf jeden Fall sagen, dass den Studierenden in der genannten Ringvorlesung ein breites Spektrum an Wissen vermittelt wurde (und weiterhin wird), das viele neue und interessante Facetten eröffnet. Die dargestellte Vielfältigkeit lädt dazu ein, sich selbst mehr mit den Lektüren zu beschäftigen, was ein zentrales Ziel der OrganisatorInnen war (und ist), da die Epen ein fester Bestandteil des weltliterarischen Kanons sind.

In den folgenden Sitzungen werden viele weitere interessante Blickwinkel zu Homer und seinen Epen eröffnet und erörtert. So wird Prof. Dr. Ulrich Rehm vom Lehrstuhl der Kunstgeschichte die Odysseus-Figur

in Bildern des Mittelalters unter Berücksichtigung der Fragestellung *Ein strahlender Sieger über das Böse?* analysieren. Nachfolgend werden Prof. Dr. Burkhard Niederhoff und M. Ed. Lena Linne vom Englischen Seminar Alice Oswalds *Memorial* thematisieren.<sup>1</sup> Im Anschluss nähern sich PD Dr. Peter Brandes und Prof. Dr. Monika Schmitz-Emans Homer und seinen Figuren aus komparatistischer Perspektive. Vielfach wurde der homerische Stoff auch in Film und Theater aufgegriffen, was Prof. Dr. Guido Hiß und Prof. Dr. Oliver Fahle in ihren Vorlesungssitzungen aufgreifen werden.

Wenn wir nun Euer Interesse geweckt haben und Ihr selbst ein Blick in die homerischen Epen werfen wollt, dann können wir Euch folgende Übersetzungen empfehlen:

Homer: *Ilias · Odyssee*. Übersetzt von Johann Heinrich Voß. München: dtv Verlagsgesellschaft, 2002. In seiner Übersetzung von 1781/1793 hat Johann Heinrich Voß sich darum bemüht, die griechische Metrik so originalgetreu wie möglich wiederzugeben. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, da bei vielen Übersetzungen die Form des Hexameters verloren geht oder schlichtweg durch die Prosaform ersetzt wird.

Homer: *Die Odyssee*. Übersetzt von Wolfgang Schadewaldt. Neuausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2008. Diese Übersetzung ist in Prosa gehalten und sprachlich ebenfalls nah am Original.

Homer: *Die Odyssee*. Übersetzt von Christoph Martin. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2005. Wer eine sprachlich modernere und leicht verständliche Ausgabe bevorzugt, ist mit dieser Übertragung gut beraten.

<sup>1</sup> Vgl. dazu Lena Linnes Beitrag in dieser Ausgabe auf S. 28.

## Bäume der Literatur

### Ein Workshop der Bochumer Komparatistik und der TU Dresden

EIN BERICHT VON CLAUDIA KLODT

**Zwei Dozentinnen der RUB und eine Dozentin der TU Dresden, die in unterschiedlicher Weise am Thema Baum arbeiten, hatten für den 28. April einen *dies arboris* mit sechs Vorträgen und einer Führung durch den Botanischen Garten organisiert, an dem auch ich teilnehmen durfte. Ich gebe einen Abriss der allesamt sehr aufschlussreichen und unterhaltsamen Vorträge.**

Nach einem einführenden Überblick von Solvejg Nitzke, der literarisch von Pyramus und Thisbe oder Philemon und Baucis bis zu Tolkiens Ents und Joanne

K. Rowlings Whomping Willow führte und historisch z. B. die Holzknappeheit im 18. Jh. und den modernen Umweltschutz berührte, sprach Monika Schmitz-Emans „Von Bäumen und Büchern“. Beginnend mit einer Neudeutung eines Lichtenberg'schen Aphorismus des Inhalts, dass, wenn alles Holz einmal verbrannt sei, man die Bücher verbrennen werde (i. e. wer so töricht sei, den Rohstoff Holz zu vernichten, werde auch töricht genug sein, Kultur zu zerstören), stellte sie verschiedenartige Beispiele von Buchkunst vor, worin Papier und Buch einerseits, Holz und Bäume andererseits in Beziehung treten: etwa die *Xylothek* des

Candid Huber (1747–1813), der Herbarienmaterial diverser Baumarten in buchartigen Kästen des jeweiligen Holzes bewahrte – die „Buchrücken“ sind aus der jeweiligen Borke –; die Buchobjekte von Martin Schwarz (geb. 1946), „Mischwesen“ aus Büchern und Gesichtern, Büchern und Holzklötzen u. ä.; ein offenes Buch, aus dem filigrane Bäume, aus bedrucktem Papier gefertigt, emporwachsen, in denen sich Figuren und wiederum Bücher verstecken; ein PopUp-Bilderbuch über den Wald; oder das „Stundenbuch“ (2004) von Herman de Vries, eine Photosammlung von Naturaufnahmen, die der Künstler auf einem Quadratmeter Wald während einer Stunde machte.



Martin Schwarz, *Elefantenholzbuch* (1992) aus dem Buch *Die Bibliothek der verwandelten Bücher* (2016)

Das größte Aufsehen erregte das Projekt der *Future Library 2014–2114* von Katie Paterson. Jedes Jahr schreibt ein ausgewählter Autor – den Anfang machte Margaret Atwood – ein Werk und deponiert das Manuskript in einer Osloer Bibliothek. Niemand außer dem Autor kennt den Inhalt. Zugleich wurden tausend Nadelbaum-Setzlinge auf ein Waldstück in Norwegen gepflanzt. In hundert Jahren wird der dann gewachsene Wald gefällt und sein Holz zu Papier verarbeitet, auf dem die Manuskripte in Buchform veröffentlicht werden. Eine wahre *cura posteritatis* sowohl hinsichtlich der *gloria* der Autoren als auch der *providentia* für die Natur und künftige, hoffentlich noch lesende Generationen! Die „Bibliothek der Zukunft“ kann man sich oder besser seinen Nachkommen per Zertifikat sichern.

Klara Schubenz (Mainz) schlug zu Anfang ihres Vortrags „Die grünen Stellen“ den Bogen vom römischen *quincunx* zur Schlageinteilung deutscher Wälder im 18./19. Jh. und zur „Ästhetik der geraden

Linie“ auf Gemälden der deutschen Romantik, wobei die geheimnisvoll-dunkle „Waldeinsamkeit“ (Tieck 1797) das romantische Gegenkonzept zur rationalen „Lichtung“ des Waldes darstellt. Die Dichter vermenschlichen den Wald (ohne Rekurs auf die bereits römische Auffassung des Baums als anthropomorph), seine Baumwesen kommunizieren: letztlich steckt viel Eichendorff in Peter Wohllebens Kassenschlager *Das geheime Leben der Bäume* (2015). Im späteren 19. Jh., so Schubenz weiter, beeinflusste die Romantik die Entwicklung des Naturbewusstseins – das keineswegs notwendig einen Gegenpol zur Waldbewirtschaftung darstellt, denn das Interesse an Nachhaltigkeit ist ein ebenso ökonomisches wie ökologisches. Damals werden z. B. der Schwarzwaldverein gegründet – von einer Gruppe Freiburger Gastwirte und Industrieller! – und in den USA die ersten Nationalparks. Tourismus steht neben Eskapismus: Inmitten der fortschreitenden Industrialisierung wird der Wald als „grüne Insel“ zum Refugium. Gleichzeitig lädt der romantische Nationalismus (Roseggers *Waldheimat*, 1877, u. a.) den „deutschen Wald“ mit nationaler Symbolik auf, gespeist auch aus Tacitus' *Germania* (das „Waldvolk“, das die Invasoren zurückwirft). Der Vortrag mündete in eine Neudeutung von Kellers Novelle *Das verlorene Lachen*. Darin erlebt das Paar Jukundus und Justine zunächst den wirtschaftlichen Ruin parallel zur Zerrüttung ihrer Ehe und zum Abgleiten in die persönliche Depression, da der geschäftlich unerfahrene Jukundus seine Holzbestände bei Seldwyla unvorteilhaft verkauft und zuletzt die tausendjährige Eiche, das Baumdenkmal, das er behalten und schützen („als Pensionär an seine Kost nehmen“) wollte, weil er die „Baumschlächtere“ nicht länger mit ansehen mochte, grausam stürzen sehen muss (eine Metapher für die Katastrophe des Paares; Erinnerungen an die verwundete Eiche in der Erysichthongeschichte drängen sich auf). Am Ende aber findet sich das Paar in einem Baumgarten wieder und versöhnt sich in einer Baumschule.



*Taxodium distichum*, *Scilla hispanica*

Natur angehören noch aber sich eigentlich vom Menschen unterwerfen lassen. Im „Nature Writing“ ist das Leben des Baumes Bild und Vorbild für das (Über-)Leben der Natur, des Menschen und des Planeten. Dabei (so ergab die Diskussion) gehört manches wohl in den Bereich Öko-Kitsch.

In Stephanie Heimgartners Vortrag „Sub tilia fila“, der mit dem fatalen Lindenblatt im *Nibelungenlied*, Walthers Liebeslager *Unter der Linden* („Tandaradei!“) und dem *Lindenbaum* in Müllers *Winterreise* begann, standen das Ende von Goethes *Faust II* und von Thomas Manns *Zauberberg* im Mittelpunkt. Faust, dem der Kaiser zur Belohnung für eine mit drei höllischen Kampfungheuern erwirkte Kriegstat ein Stück Meeresstrand geschenkt hat, kann sich seines Besitzes nicht erfreuen, da auf einem kleinen Stück dieses Strandes die Hütte und das Tempelchen von Philemon und Baucis stehen, die sich in den Dünen ein Gärtchen geschaffen haben, samt zwei mächtigen Linden (nicht nur Ovid, sondern auch Vergils corycischer Greis lassen grüßen!). Die idyllische Enklave ärgert Faust, denn die beiden Linden „verderben ihm den Weltbesitz“. Aus ihnen will er einen Aussichtsturm machen, um von dort „ins Unendliche“ zu blicken (in Fürstengärten gab es damals solche zu Aussichts-Wendeltreppen geschnittenen Bäume). In Mephistos Feuer verbrennen Hütte und Tempel, die beiden Alten und die beiden Linden – ein jammervoller Anblick. Fausts Versuch, sich vor seinem herannahenden Tod aktiv der Unendlichkeit zu bemächtigen, ist furchtbar gescheitert. – Ende des 19./Anfang des 20. Jh. erlangte *Am Brunnen vor dem Tore* durch die Neufassung von Schuberts Vertonung durch Friedrich Silcher für Männerchor (1846) große Popularität – bis heute (leider entfiel die versprochene Interpretation durch Heino!). Im *Zauberberg* spielt es eine bedeutsame Rolle. Hans Castorp, der sich als Verwalter der Grammophone der Kurklinik mit Vorliebe an ihm und der darin empfundenen Todessehnsucht berauscht, zieht am Schluß in den Krieg, das Lied auf den Lippen inmitten sterbender Kameraden und einschlagender Granaten – ein scheinbares Heraustreten aus der Passivität, mit der die Gäste des Sanatoriums ihren Tod erwarten, in die aktive Gestaltung der Geschichte, tatsächlich ein ebenso passives Geworfensein angesichts der seelenlosen Todesmaschinerie des Ersten Weltkriegs.

Simone Sauer-Kretschmers Vortrag „Stammbäume“ beschäftigte sich zentral mit Zolas *Le Docteur Pascal* (1893). Es ist der zwanzigste und letzte Band des Romanzyklus über die Familie Rougon-Macquart. Zola selbst hat einen Stammbaum dieser Familie verfertigt. Sie spaltet sich ab der zweiten Generation in drei Zweige, welche die Ober-, Mittel- und Unterschicht der

Es folgte in der ersten Sektion noch mein Vortrag „Sag es mit Bäumen!“, den ich auch beim Kontakttag 2017 gehalten und dessen Inhalt ich in *Nexus* Nr. 4 (WiSe 2016/17) zusammengefasst habe. Über Mittag begaben wir uns in den wunderbaren Botanischen Garten der RUB, wo unsere Führerin uns u. a. mit der Kokospalme bekannt machte, mit dem starkwüchsigen Bambus (aus dem man in Asien Gerüste für Hochhäuser baut und der schon einmal das Dach des Gewächshauses durchstoßen hat!), dem Maulbeerbaum, dem Speierling, den man in Frankfurt dem Äpfelwoi zusetzt (und den übrigens die Römer gern in Weinhefe eingelegt zum Nachtisch servierten: brrr!), der Sumpfpypresse mit ihren Luftknien, dem Mammutbaum mit seiner Brandschutz-Rinde (er wird bis zu 90 Meter hoch!), Goethes Ginko, dem Relikt einer vergangenen Weltzeit, der Feige (auf Maiglöckchentepich und vor Betonwand) oder auch dem Goldregen (der Bezug auf Danae stimmte nicht so ganz).



*Ficus carica*, *Convallaria majalis*

Die Nachmittagssektionen bestritten die drei Organisatorinnen. Solvejg Nitzke (jetzt Dresden) sprach über den „Baum als Gegenüber“. Sie beschäftigt sich mit der neuen Gattung des „Nature Writing“, populärwissenschaftlichen ökologischen Büchern wie z. B. David G. Haskells *Das verborgene Leben des Waldes* (2015, engl. 2012), worin Mensch und Baum sich quasi gleichwertig gegenüber treten und der Baum als Wesen gesehen wird – vielleicht als ein dem Menschen überlegen und für ihn vorbildliches. Gerade in den letzten Jahren vermehrte sich dieser Literaturzweig explosionsartig. Mit dem unverrückbar im Boden wurzelnden Baum verbindet sich die Idee der eigenen Heimatverwurzelung Zolas – wobei männliche Waldbesitzer eher den Besitz- und Gestaltungsfaktor, weibliche den von „love and care“ unterstreichen. Zwischen „wild“ und „zahn“ steht das englische „feral“, eine Zwischenkategorie, anzuwenden etwa auf Naturkinder, aber auch auf Straßen- oder Gartenbäume, die weder der freien

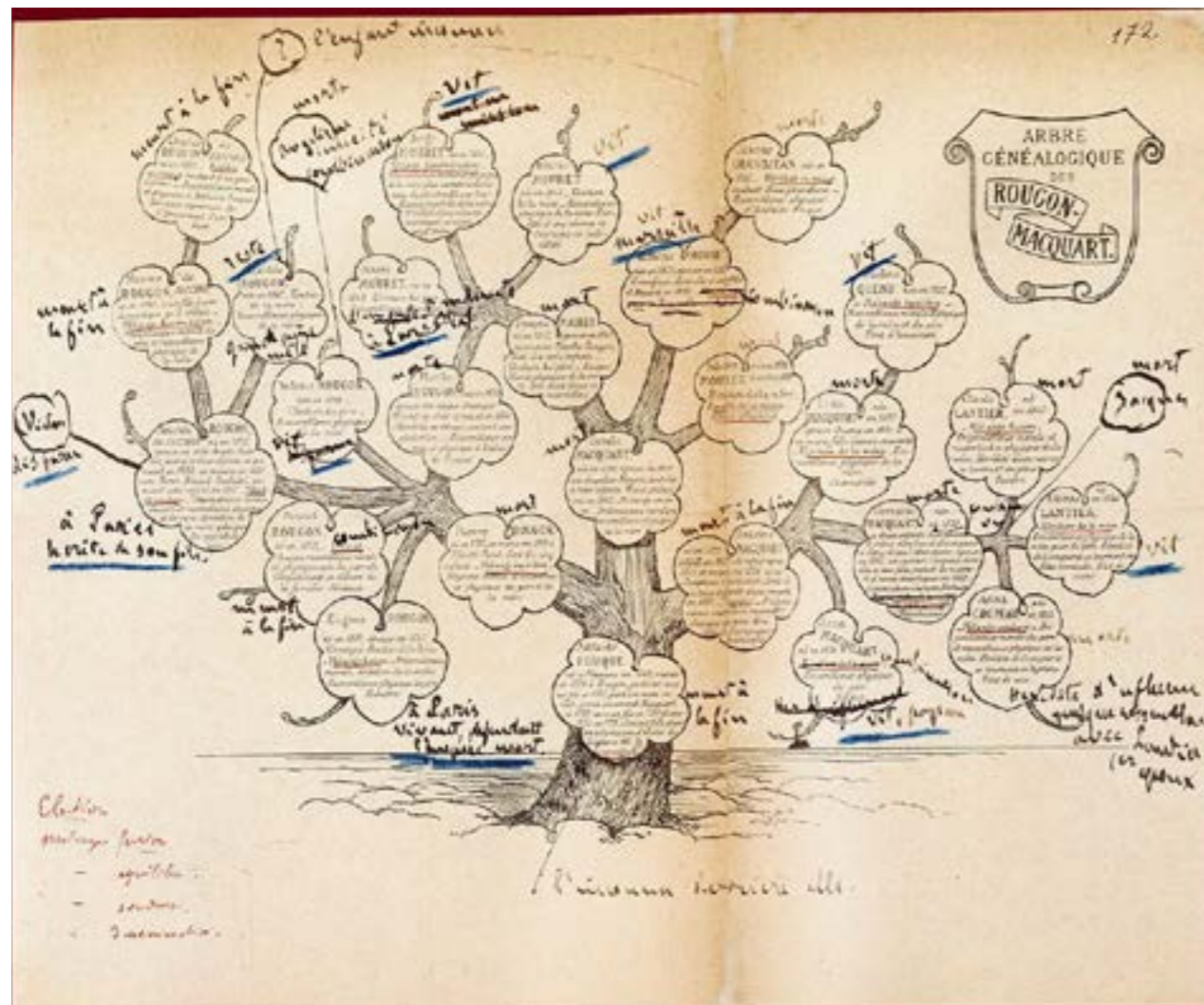
Gesellschaft repräsentieren. Seine Figur Pascal (Rougon) besitzt einen ebensolchen Stammbaum.

Der Doktor bewahrt alle Familiendokumente, die er für seine Studien über genetische Vererbung benutzt, in einem Eichenschrank in seinem Arbeitszimmer auf, den Stammbaum aber im Sekretär in seinem Schlafzimmer. Bei ihm lebt seine Nichte Clotilde. Die naiv-gläubige junge Frau, die in Pascals Forschungen Gotteslästerung erblickt, möchte die Familiendokumente vernichten, welche er, der trockene Gelehrte, der noch nie eine Frau berührt hat, penibel und wie ein Heiligtum verwahrt. Doch in einer schwül-gewitterigen Nacht kommt sich das ungleiche Paar näher: Pascal holt den Stammbaum aus seinem Schlafzimmer und erklärt seinen wissenschaftlichen Wert für das menschliche Leben der zunehmend faszinierten Clotilde; in ihrer Begeisterung werden sich die beiden ihrer fast paradiesischen Nacktheit gar nicht gewahr; auch gibt er ihr einen Apfel. Solcherart vom Baum der Erkenntnis doppelt genährt, wird Clotilde mit Pascal schlafen und so für ihn und für die Familie zum Baum des Lebens werden, denn sie empfängt von ihm den

Sohn, den er sich, alternd, gewünscht hat und den die 104-jährige Stammutter der Familie noch sehen soll. – Zum Baumdiagramm trat im zweiten Teil des Vortrags der Baum als schwangerer Körper. Ausgehend von der Geburt des Adonis aus der in einen Myrrhebaum verwandelten Königstochter Myrrha und anderen Dendrogonien bei Ovid interpretierte Sauer-Kretschmer Gorkis Erzählung *Geburt eines Menschen* (1912), in der ein Wanderer eine hochschwangere Fremde unter einem Walnussbaum findet, die mit seiner Hilfe unter diesem Baum entbindet.

Der Workshop zeigte die ganze Vielfalt der Bäume in Literatur, Kunst, Musik, Naturwissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft und führte von der Antike über das Mittelalter und über Klassik, Romantik und Realismus bis in die Gegenwart – und darüber hinaus! Obwohl in hundert Jahren noch Bäume stehen und Menschen leben, lesen und Bücher lesen werden? –

Den Organisatorinnen ein ganz herzlicher Dank für einen rundum gelungenen Tag!



Stammbaum der Familie Rougon-Macquart mit Notizen von der Hand Émile Zolas

## Spielend Lernen in der Alten Geschichte an der RUB? – Das geht!

EIN KURSBERICHT VON MERET STROTHMANN

**S**eit einiger Zeit hat die Universitätslandschaft das Computerspiel als Variante zur ersten selbständigen Erarbeitung von Lerninhalten für Studienanfänger entdeckt. Auch die Alte Geschichte an der RUB möchte dazu ihren Beitrag leisten. So sind im Rahmen von Projekten seit 2013 Ideen zur Entwicklung von Computerspielen umgesetzt sowie ein Projekt verwirklicht worden, das das antike Rom in den Medien, unter anderem auch im Computerspiel, zum Thema hatte. Die folgenden Zeilen sollen einen kleinen Einblick in die Spielwelt der Alten Geschichte vermitteln.

### 1a) Die Spielidee zu *Lucius wird Konsul*

Wie soll es ein einfacher junger Mann Roms schaffen, an die Spitze des römischen Reiches zu gelangen? Eine schier unlösbare Aufgabe – so ähnlich erging es auch uns vom Projektteam der Alten Geschichte, als wir hochmotiviert den Gewinn von 5000€ in der Hand hielten, den wir für unser mutiges Projekt im Rahmen des RUBeL-Wettbewerbs gewonnen hatten. Nun konnte es also losgehen. Unser Ziel war die Entwicklung eines Computerspiels, an Hand dessen man die sozialen und gesellschaftlichen Zusammenhänge der ausgehenden römischen Republik spielerisch nachvollziehen kann. Das Projekt stand im Zeichen der Gamification und sollte ganz seriös Spiel und Vermittlung von Lerninhalten in Einklang bringen. Gerade Studienanfänger/-innen des Faches Geschichte sollten so zwanglos und unbefangen mit der Lebenswelt der römischen Antike in Kontakt kommen können. Es war nicht ganz einfach, zwischen reinem Lernspiel und bloßer Unterhaltung immer den richtigen Mittelweg zu finden. Viele Ideen galt es zu prüfen: Sollten reale historische Sachverhalte schlicht nachgespielt werden oder sollte man vielleicht im Spiel überraschende Wendungen erzeugen können? Was wäre denn z. B. passiert, wenn sich die vorsichtigen Stimmen im Senat im dritten Punischen Krieg durchgesetzt hätten und Rom mit Karthago eine Handelsallianz gegründet hätte anstatt die karthagische Metropole zu vernichten? Oder: als echter Kriegsheld hätte man auch Varus gewinnen lassen können, um wenigstens in der Phantasie die Römer und ihre militärische Dominanz zu rehabilitieren. Die Umkehrung realer Fakten schien uns dann aber doch zu abgelegen und wir entschieden uns für einen historisch angepassten Weg: Einen jungen Römer auf

seinem Karriereweg zu begleiten, inspiriert dazu, sich mit der Hauptfigur zu identifizieren, ihre Möglichkeiten auszuloten, mitzudenken und mitzuleiden, wenn ein Schritt misslingt. Das schien uns ein tragfähiger Ansatz. So war das Konzept geboren, die Stationen auf dem Lebensweg des fiktiven Römers Lucius in der späten römischen Republik mitzugehen und mitzugestalten. Die Karrierestufen waren vorgegeben. Der römische *cursus honorum* – die Ämterlaufbahn, die seit der *lex Villia Annalis* 180 v. Chr. in vier Stufen zum Konsulat führt – bildete unseren Ausgangspunkt. Zunächst muss unser junger Held die Quästur bekleiden, dann zum Ädil aufsteigen, anschließend die Prätur erringen, bevor er letztlich zum Konsul gewählt werden kann. In den einzelnen Leveln muss er Punkte sammeln, um den Aufstieg zu schaffen. Um die Karriereleiter nach oben zu erklimmen, reicht aber nicht einfach eine Anhäufung von Geld aus, sondern es sind auch Ansehenspunkte zu erwerben. Für den ersten Ruhm in der Öffentlichkeit muss er eine Bestattung ausrichten, die seines Vaters. In den weiteren Stufen sammelt er soziales Kapital, kann es schaffen, die richtige Frau zu heiraten und immer wieder neue Kontakte zu knüpfen, die ihm später auf dem Weg nach oben nützlich sein können.

Hier sind im Spiel mehrere Möglichkeiten gegeben, mit anderen Figuren zu interagieren. Die Folgen der Ablehnung, einen Nomenklator zu engagieren, oder auf dem Marktplatz mit den falschen Leuten ins Gespräch zu kommen, gefährden die Karriere des Lucius. Immer wieder wird die Spielerin/der Spieler hier vor die Herausforderung gestellt zu entscheiden, welche Begegnungen seine Karriere fördern oder wie er sein Haus ausgestalten soll, um entsprechendes Publikum zu empfangen und damit seiner Karriere einen Schub zu verleihen. Die Anforderungen sind von Level zu Level ausdifferenzierter, es kommen jeweils spezifische Aufgaben des Amtes hinzu. So muss Lucius als Ädil natürlich möglichst prächtige Spiele ausrichten und als Prätor gerichtlich tätig werden. Als Konsul schließlich führt er einen Feldzug erfolgreich durch.

### 1b) Die Umsetzung

Dem Konzept des Projekts gemäß war der Plan, das Spiel mit Studierenden aus dem zweiten Studienjahr im Rahmen einer Übung zu speziellen Methoden und

Theorien zu entwickeln, um es dann als Vorbereitung für eine Sitzung im Integrierten Proseminar einzusetzen. Es fand sich im Sommer 2015 eine Gruppe von etwa 35 sehr motivierten und engagierten Studierenden zusammen, die begeistert an der Ausarbeitung des Spiels mitwirkten. In Gruppen aufgeteilt übernahmen die Teilnehmer/-innen jeweils eine Stufe in der Karriere des Lucius, trafen sich neben den Präsenzsitzungen regelmäßig in Arbeitsgruppen, um die Dialoge auszugestalten, Bilder und Hintergründe zu entwerfen und sich immer wieder mit den anderen Gruppen auszutauschen und abzustimmen. Von Anfang an hatten wir nicht nur Unterstützung durch das RUBeL-Team, sondern auch durch Informatiker, um die technische Umsetzung zu gewährleisten. Hier ergaben sich oft unerwartete Herausforderungen in der Ausgestaltung: manche Ideen, die leicht umzusetzen schienen, erwiesen sich als kaum realisierbar. Als Programm benutzen wir den RPG-Maker. Unser Retro-Design fand

amüsierten Anklang. Fast ein ganzes Jahr wurde seit dem WiSe 15/16 an dem Spiel gearbeitet und wir erlebten Höhen und Tiefen. Unsere Motivation aufrecht erhalten hat uns der Zusammenhalt im Team der Projektmitarbeiter/-innen und die Begeisterung der Studierenden. Der Übergang zwischen den Levels gestaltete sich außerordentlich schwierig, immer wieder schlichen sich technische Fehler im System ein, sodass das Spiel an einer Stelle stoppte und wir nicht weiterkamen. Ein weiteres Tief erschwerte die Evaluationsphase, die wir mühsam erreicht hatten: Bei der Testspielversion, die wir mit einer eingeladenen Schulklasse durchführen wollten, versagte der Übergang zum zweiten Level, sodass die Schülerinnen und Schüler der 10. Klasse aus der Goetheschule nur wenige Minuten spielen konnten. Seit unserem Projekt sind zwei Jahre vergangen und immer noch arbeiten wir im Projektteam an einer Endversion: Lucius muss es doch ins Konsulat schaffen!

### Aufgabenteilung in den Studierendengruppen

Rolle	Aufgabe
Gruppensprecher/-in	<ul style="list-style-type: none"> <li>hält den Kontakt zu den Betreuer/-innen und ist für die Kommunikation mit den anderen Gruppen zuständig.</li> </ul>
Koordinator/-in	<ul style="list-style-type: none"> <li>organisiert die Termine der Gruppentreffen, koordiniert die Aufgaben in den einzelnen Phasen und hat den Zeitplan der Übung im Blick.</li> </ul>
Wiki- und Medienkoordinator/-in	<ul style="list-style-type: none"> <li>zuständig für die Einträge in das Wiki, die er/sie nicht selbst vornehmen, sondern organisieren soll.</li> <li>hat im Blick, inwiefern andere Beiträge für die eigenen Ideen Verwendung finden können.</li> </ul>
Story-Schreiber/-in	<ul style="list-style-type: none"> <li>entwirft eine Geschichte, die alle Level durchläuft und möglichst kleine Handlungsstränge hat. Die neben Lucius beteiligten Personen werden konzipiert und mögliche wiederkehrende oder auf frühere Level bezogene Handlungen entwickelt.</li> </ul>
Spezialist/-in für Literatur	<ul style="list-style-type: none"> <li>sucht zusätzlich Literatur und überlegt zu einzelnen Ideen, welche Literatur noch verwendet werden kann.</li> </ul>
Architekt/-in	<ul style="list-style-type: none"> <li>gestaltet konkret die einzelnen Orte aus.</li> </ul>



Ein Festessen – damals wie heute eine gute Möglichkeit, um Kontakte zu knüpfen. Das Mahl ist bereitet.

Lucius auf dem Marktplatz in Rom. Wird er die richtigen Leute finden, um seine Karriere voranzutreiben?

### 2) Das antike Rom in den Medien

Mit tatkräftiger Unterstützung des RUBeL-Teams hatten wir uns bereits 2013 der römischen Antike digital genähert. Im Rahmen eines Projektes bot sich uns die Möglichkeit, mit den Studierenden im Seminar zu entdecken, welches Rombild in den modernen Medien gespiegelt wird, welche Instrumentarien aktuell genutzt werden, um eine spezifische Idee des Imperium Romanum zu erzeugen, und im Anschluss zu diskutieren, mit welchen Klischees die römische Antike zu kämpfen hat. Dabei kamen die im Film vermittelten Bilder von Rom ebenso zur Sprache wie Rom als Substrat für Literatur und Comics. Die Seminarteilnehmer/-innen untersuchten auch die Wirkeindrücke, die Rom für Computerspiel geeignet erscheinen lassen; hier ging es vorrangig um militärische Belange sowie Rom als Kriegsherrin und imperiale Macht. Besonders interessant war es zu erarbeiten, mit welchen Facetten von Rom in der Werbung gearbeitet wird. Nicht nur die Arena des Kolosseums diente als Kulisse für Produkte wie Pepsi Cola, auch Versicherungen warben mit der Aura von kostbaren Stücken aus der römischen Antike, dazu kamen Gestalten wie Nero oder Caesar, die sich gut als Personifikationen für Dekadenz bzw. praktische Intelligenz nutzen lassen. Wie aktiv Rom unser aktuelles Leben mitgestaltet, war immer wieder eine überraschende Erkenntnis aus der Analyse der modernen Medien. Zunehmend wurde klar, mit welchen Konstrukten von Rom in der Moderne gearbeitet wird und wie wenig das eigentliche Rom darunterliegt – aber auch, wie wichtig die Dekonstruktion eines vermeintlich real historischen und wie zentral die Reflektion eines tradierten Rombildes ist. Mit großem Engagement analysierten die Teilnehmer/-innen des

Seminars, das ab dem WS 2013/14 in drei aufeinanderfolgenden Wintersemestern in derselben Form mit außerordentlicher Resonanz stattfand, Ausschnitte aus *Gladiator*, setzten die Verfilmungen des Helden Spartakus in Beziehung mit den jeweiligen politischen Hintergründen der 60er bzw. 90er Jahre und wandten die Ergebnisse auf die neueste Serie *Spartacus* an. Auch Filme wie die *Tribute von Panem* und *300* wurden kritisch betrachtet. Wir im Projektteam hatten durch die mehrmalige Durchführung des Seminars die Möglichkeit, Schwerpunkte in der Interessensbildung der Studierenden zu beobachten und auch die Ergebnisse direkt miteinander in Beziehung zu setzen. Die Erfahrungen ermöglichten es, in den einzelnen Durchgängen Impulse zu geben und den Austausch gezielt zu fördern. Festes Element in jedem der drei Seminare war die Analyse des *ZeitZeichens* zu Claudius, das vielfach Anknüpfungsmöglichkeiten und Spielräume zur Interpretation bot, aber auch zum Diskurs reizte.<sup>1</sup> Die in den Kursen gewonnenen Ergebnisse wurden in einem moodle-Kurs festgehalten und gesichert, sie sind jederzeit wieder abrufbar. Vom Einblick in das Rombild der Moderne profitierte das gesamte Projektteam, die Resultate werden immer wieder in Folgeveranstaltungen aufgegriffen und erweitert.

### 3) Die neuesten Ideen: meet and greet Catilina

Aktuell arbeiten wir wieder an einer Lerneinheit, die spielerisch aufbereitet ist. Was wäre, wenn man mittels eines vorstrukturierten Fragenkatalogs die Möglichkeit hätte, interessanten Personen aus der Antike zu begegnen, sie einmal zu befragen und mit den gewonnenen Erkenntnissen ein lebendigeres Bild der Antike zu erstellen? Die Spielerin/der Spieler ist als

Interviewerin/als Interviewer unterwegs, die Antworten der antiken Personen lassen sich mit Hilfe von Quellenzeugnissen ermitteln, die der Interviewerin/dem Interviewer zur Verfügung gestellt werden. Dabei setzen wir als Projektteam auf die Quellenvielfalt; so setzt sich die Interviewerin/der Interviewer neben den einschlägigen literarischen Dokumenten ebenso mit numismatischem wie epigraphischem Material auseinander, zur Veranschaulichung dienen Karten und Skizzen. Der Reiz des Spiels liegt darin, die Ebene der rekonstruierten Geschichte bewusst zum Thema zu machen, indem man durch das Gespräch von Personen ausgeht und auch persönliche Ansichten miteinbindet. So wird der Studienanfängerin/dem Studienanfänger sofort klar, dass Geschichte niemals in der Wiedergabe von Fakten besteht, sondern stets Perspektiven aus einem bestimmten Blickwinkel einnimmt und Orientierungen zulässt. Um den Zeithorizont zu erweitern, wurden die Personen aus ganz unterschiedlichen Epochen der römischen Geschichte, von unterschiedlicher Herkunft und verschiedener politischer Einflussnahme ausgewählt. Die Reihe eröffnet Cato Censorius, der durch seine Debatte über die Zerstörung Karthagos bereits Unsterblichkeit erreicht hat (*Carthaginem esse delendam*). Er eignet sich sehr gut für

die Darstellung des *vir vere Romanus* als Entwurf eines echten Römers, gepaart mit der Intelligenz und Hartnäckigkeit eines Bullterriers. Ihm folgt Catilina, dessen Rolle in der Geschichte zwischen völlig überschätztem verblendetem Karrieristen und jungem Rebell à la James Dean schwankt. Dazu gesellen sich Agrippina minor, die Mutter Neros, an der sich Maler und Regisseure bis heute abarbeiten, und Trajan, der *optimus princeps*, unter dem Rom am stärksten expandierte. Sowohl lebensweltliche Aspekte wie auch das Wechselspiel der politischen Kräfte lassen sich an allen vier Personen exemplarisch verdeutlichen. Das Spiel soll mit *articulate* umgesetzt werden, die Entwicklungsphase ist bis zum August 2018 angesetzt.

Die Annäherung an die Antike im Fach Geschichte an der RUB soll „spielend fürs Erste“ erfolgen, ein Erkenntnisweg, den schon Plotin empfahl. Ihm hierin zu folgen, hat Spaß gemacht.

<sup>1</sup> WDR (Hg.): WDR *ZeitZeichen*. Claudius, römischer Kaiser (Geburtstag 01.08.10 v. Chr.). 01.08.2011. <https://www1.wdr.de/mediathek/audio/zeitzeichen/audio-claudius-roemischer-kaiser-geburtstag--vchr-100.html> (zuletzt abgerufen am 26.07.18).



**MEET  
&  
GREET**

*Agrippina Minor*



## Antike Studieren in Hogwarts

### Mein Auslandsjahr an der University of Oxford

EIN ERFAHRUNGSBERICHT VON CLARISSA BÖHM

**O**mnia probate quod bonum tenete – dies ist das Motto des Regent's Park College der University of Oxford, an dessen Visiting Student Programme ich im akademischen Jahr 2017/18 teilnehmen darf. Getreu diesem Motto versuche ich sowohl akademisch als auch kulturell und sozial alle Facetten des Lebens in „Hogwarts“ zu erkunden, denn die Nutzung der Universitätsgebäude als Drehorte für die *Harry Potter*-Filme erscheint in Anbetracht der Architektur sowie der Traditionen im universitären Leben nicht verwunderlich...

Seit Oktober 2017 studiere ich als Visiting Student Classics an der University of Oxford und bin Mitglied des Regent's Park College. Es gibt 38 Colleges, die finanziell von der Universität unabhängig sind und sich selbst verwalten, und 6 Permanent Private Halls, die meist kleiner sind als die Colleges und von christlichen Denominationen gegründet wurden. Jede/-r Studierende ist Mitglied eines Colleges oder einer Permanent Private Hall, welche sich neben der Organisation des Studiums und der Forschung auch um Unterkunft, Verpflegung, persönliches Wohlergehen und Sozialleben ihrer Mitglieder kümmern. Regent's Park College ist eine der kleineren und jüngeren Permanent Private Halls in Oxford: Sie umfasst 180 Studierende, wurde 1810 gegründet und ist seit 1957 lizenzierte Hall in Oxford. Dies macht es recht einfach, Anschluss zu finden. Regent's liegt sehr zentral und ist nur wenige Minuten zu Fuß von der Sackler Classics Library und dem Fakultätsgebäude, dem Ioannou Centre for Classical and Byzantine Studies, entfernt.



Die Rennschildkröte des Regent's Park College: Emmanuelle.

Wegen der Dreharbeiten für die *Harry Potter*-Filme sind vor allem Christ Church und New College große Anlaufpunkte für Touristen. Der Speisesaal von Christ Church diente als Inspiration für den in Hogwarts und Hermine zeigt in den Gängen dieses Colleges Harry die Quidditchrophäe seines Vaters (*Harry Potter und der Stein der Weisen*). In New College steht der Eichenbaum, auf dem Malfoy sitzt, bevor er in ein Frettchen verwandelt wird (*Harry Potter und der Feuerkelch*). Regent's ist dagegen innerhalb der Universität für seine in Wettrennen äußerst erfolgreiche Schildkröte Emmanuelle bekannt, die 1976 von Regent's gekauft wurde und noch immer im Innenhof wohnt.

Hogwarts-Atmosphäre kommt jedoch auch in Regent's auf, wenn einmal wöchentlich das Formal Dinner stattfindet. Formal Dinner sind formelle Abendessen in den Speisesälen der jeweiligen Colleges und Permanent Private Halls, bei denen in den meisten Fällen ein Drei-Gänge-Menü serviert wird und eine bestimmte Kleiderordnung festgelegt ist. Während der Vorlesungszeit werden diese Dinner, zu denen Studierende und Angestellte der Universität und deren Gäste kommen dürfen, von allen Colleges und Permanent Private Halls regelmäßig ausgerichtet. Die Gestaltung, die Anzahl der Gänge, die Kleiderordnung, die Häufigkeit und der Termin der Dinner, die Sitzordnung und der Preis sind den jeweiligen Colleges und Permanent Private Halls überlassen.

In Regent's beginnt freitags um 19 Uhr für die Studierenden, die sich für das Dinner in dieser Woche angemeldet haben, in ihren Roben (*gowns*) der Einlass. Eingelassen wartet man hinter seinem Stuhl stehend darauf, dass der High Table (DozentInnen des Colleges und ihre Gäste) hereinkommt und dann vom Direktor das Tischgebet gesprochen wird. Erst danach darf man sich setzen und der erste Gang wird serviert. Das Licht ist gedimmt und die Tische sind mit Servietten und Kerzen feierlicher dekoriert als bei den täglichen Mittags- und Abendessen, bei denen der Speisesaal durch die Essensausgabe eher an eine noble Mensa erinnert. Angestellte des Regent's Park College sitzen getrennt von den Studierenden an einem separaten Tisch, dem High Table. In dessen Mitte nimmt auch der Direktor Platz. Er beendet das Dinner auch wieder mit einem Gebet, nachdem er die Anwesenden zur Ruhe aufgefordert hat. Dies geschieht durch einen Schlag mit



Die Aussicht auf den Speisesaal des 1810 gegründeten Regent's Park Colleges vom Innenhof aus.

einem kleinen Holzhammer, der dem eines Richters oder Auktionators ähnlich sieht, auf einen Klangblock. Alle erheben sich für das Gebet und bleiben stehen, während der High Table den Raum verlässt.

Auch beim Lernen und während der zahlreichen Stunden in einer der hundert Bibliotheken in Oxford muss man das Hogwarts-Gefühl nicht missen. In der Bodleian Library, der zweitgrößten Bibliothek im Vereinigten Königreich, kann man sich an zwei Orten Harry Potter verbunden fühlen: In der Divinity School wurde die Krankenhaus-Szene aus *Harry Potter und der Stein der Weisen* gedreht und in der Duke Humfrey's Library kann man dort lesen, lernen und arbeiten, wo Harry durch den Tarnumhang unsichtbar geworden ein Buch stehlen wollte (*Harry Potter und der Stein der Weisen*).

Clarissa Böhm vor dem Sheldonian Theatre in Oxford.



Während Hogwarts eine Schule ist und dementsprechend dort im Klassenverband unterrichtet wird, ist die Universität Oxford akademisch besonders für ihr Tutorial System bekannt und unterscheidet sich zusammen mit Cambridge dadurch von anderen Universitäten. Neben Vorlesungen und Seminaren besuchen Studierende Tutorials. Diese finden in einem sehr kleinen Rahmen – die Teilnehmerzahl

beschränkt sich auf ein bis drei Studierende – in dem Büro der jeweiligen Tutorin oder des jeweiligen Tutors statt und es werden Essays oder andere Aufgaben für die jeweiligen Sitzungen vorbereitet. Die in diesen Essays formulierten eigenen Ideen und Meinungen bezüglich der für die Woche angesetzten Lektüre werden diskutiert und eventuelle Probleme bei der Erarbeitung besprochen. Meist besucht man eine Vorlesung zur Erweiterung und Vertiefung der im Tutorial besprochenen Inhalte. Seminare sind, im Bezug auf das Classics-Studium, eher Übersetzungskurse, die man daher vermehrt zu Beginn des Studiums besucht. Danach nimmt die Anzahl an Tutorials und Vorlesungen zu. Das akademische Jahr hat hier drei Trimester: Michaelmas (Oktober bis Dezember), Hilary (Januar bis März) und Trinity (April bis Juni). In jedem dieser Terms belege ich ein „Major Tutorial“, das einmal wöchentlich stattfindet, und ein „Minor Tutorial“, das zusätzlich jede zweite Woche besucht wird. Bis Mai 2018, in dem ich diesen Artikel für *Nexus* verfasst habe, habe ich „Ovid“ (Michaelmas) und „Cicero“ (Hilary) als „Major Tutorials“ und „Latin Verse Composition“ (Michaelmas) und „The Reception of Classical Literature in English Literature“ (Hilary) belegt. Abgesehen von dem Kurs „Latin

Verse Composition“, in dem ich einen Tutoriumspartner hatte, war ich in den anderen Tutorials jeweils alleine mit meinen TutorInnen. In meinen „Major Tutorials“ habe ich gemeinsam mit meiner Tutorin Ovids Werke – besonders die *Metamorphosen*, *Fasti*, *Heroides*, *Tistia* und *Amores* – im Michaelmas Term und Ciceros Reden im Hilary Term in Tiefe und Breite diskutiert und erarbeitet. Dafür habe ich wöchentlich mit Hilfe einer Literaturliste in einem 2000-Worte-Essay Textpassagen aus den einzelnen Werken im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen analysiert und teilweise mit anderen antiken Texten verglichen.

Beispielhaft für Arbeitsaufträge im Kurs zu Ovid ist der Vergleich von Ovids Darstellung des Cybele-Kults mit republikanischen oder anderen augusteischen Autoren (Livius; Catull; Lukrez; Vergil; Dionysius von Halikarnassos). In dem Tutorial zu Cicero lag der Schwerpunkt auf seiner politischen Karriere. Fragestellungen, die ich in meinen Essays versucht habe, zu beantworten, sind z. B. Ciceros Umgang mit Frauen in seinen Reden und inwieweit er deren Darstellung manipuliert (*Pro Caelio*: Clodia; *Zweite Philippische Rede*: Antonia, Volumnia, Julia Antonia; *Pro Cluentio*: Sassia) oder wie sich Ciceros Sprache, Rhetorik und Stil in den Catilinarischen Reden voneinander unterscheiden, wenn er zum Volk (*Cat.* 2 und 3) oder zum Senat spricht (*Cat.* 1 und 4).

In meinem „Minor Tutorial“ im Michaelmas Term „Verse Composition“ haben wir mit einem Lehrwerk gearbeitet, aus dem ich wöchentlich ein Gedicht in englischer Sprache in lateinische elegische Distichen übertragen habe. Das Tutorial im Hilary Term zur Rezeption von antiken Texten in der englischsprachigen Literatur erforderte die Abgabe eines 2000-Worte-Essays alle zwei Wochen, in denen ich Themen wie Shakespeares Adaption von Ovids Mythen in seinen

Dramen und die Rezeption und moderne Inszenierung von Euripides' *Hippolytos* und Senecas *Phaedra* diskutiert habe. Ich habe meine Tutorials immer sehr genossen, da der gemeinsame Austausch sehr effektiv und gewinnbringend war und selbstständiges Denken und Diskutieren gefördert hat. Es macht Spaß, sich mit so einer Bandbreite an Autoren und Themen zu beschäftigen. Obwohl der „Einzelunterricht“ erst einmal ungewohnt ist, gewöhnt man sich dank der individuellen Unterstützung und der guten Lernatmosphäre schnell daran.

*Omnia probate quod bonum tenete* – Mittlerweile habe ich zwar nicht alles, aber vieles in Oxford ausprobiert und möchte in meinem letzten Term, Trinity Term, an dem bisher Guten – guten Erinnerungen, guten Erfahrungen, guten TutorInnen, guten Kursen, guten FreundInnen – festhalten und daran anknüpfen. Ich freue mich sehr auf die kommende Zeit und hoffe auf magische Einfälle beim Schreiben der letzten Essays.

Das Motto des Colleges:  
*Omnia probate quod bonum tenete.*



Das Motto des Colleges:  
*Omnia probate quod bonum tenete.*

## Sechs Monate in der Elfenbeinstadt

EIN ERFAHRUNGSBERICHT VON ARNOLD BÄRTSCHI

**I**m Wintersemester 2017/2018 durfte ich einen sechsmonatigen und vom DAAD geförderten Forschungsaufenthalt an der Faculty of Classics, University of Cambridge durchführen, der der Fertigstellung meiner Dissertation diente. In dieser Zeit war es mir vergönnt, nicht nur in einem anregenden universitären Umfeld zu forschen, sondern auch die Traditionsverbundenheit dieser Stadt in verschiedensten Facetten kennenzulernen, von denen die nachfolgende einen besonders nachhaltigen Eindruck auf mich ausgeübt hat.

In der Mitte von *Parker's Piece*, einem der größten öffentlichen Parks in Cambridge, steht einsam und höher als alle anderen Artgenossen auf der Grünfläche eine Straßenlaterne mit vier Armen. Sobald man näher daran vorbeigeht, lässt sich in goldenen Lettern die Aufschrift „Reality Checkpoint“ ausmachen. Obwohl die Laterne bereits in der Mitte des 19. Jh. aus Eisen gegossen und mehrfach repariert und umgestaltet wurde, wurde dieser Schriftzug erstmals in den 1970er Jahren von Studierenden auf den Sockel aufgemalt und erstrahlt nun, nach jahrzehntelangem Ringen zwischen

dem *city council* und heimlichen Vandalen, als offizielle Inschrift. Über die Bedeutung des Ausdrucks wurde und wird nach wie vor viel diskutiert, sodass sich sogar ein eigener Wikipedia-Eintrag dazu findet.<sup>1</sup> Eine der gängigsten Hypothesen lautet, dass Studierende, wenn sie diesen Punkt südwärts passieren, den Einflussbereich der Universität und der unter ihr agierenden, weitgehend unabhängigen Colleges verlassen und sich in den Teil der Stadt begeben, der von der nichtakademischen Bevölkerung bewohnt wird. Sie lassen ab diesem Punkt die Blase des akademischen Betriebs hinter sich und tauchen ins alltägliche Leben „Normalsterblicher“ ein. Diese als jahrhundertealte Tradition innerhalb der Universitätsstadt gepflegte Rivalität zwischen Universität und Stadtbevölkerung findet nicht zuletzt auch in den Schlagworten *gown versus town* geradezu sprichwörtlichen Ausdruck.

Für jemanden, der als auswärtige\*r Besucher\*in eine längere Zeit in Cambridge verbringt, bleibt diese Deutung des ursprünglichen Graffiti nicht bloß eine studentische Neckerei, sondern erweist sich geradezu als roter Faden, der viele Facetten eines solchen Forschungsaufenthalts reflektiert. Denn in der Tat lassen sich im Vergleich mit dem nichtuniversitären Stadtleben und anderen, auch deutschen Universitäten deutliche Unterschiede feststellen, die die Eigenheiten der Universitätsstadt noch deutlicher hervortreten lassen.

Als erstes fällt einer/einem Besucher\*in auf, dass die Universität eine Art Dachverband für die insgesamt 31 Colleges bildet, die über eigene Dozierende, Finanzen, Gebäude und sogar Grundbesitz verfügen. Sie bilden das eigentliche Herz der Universitätsstadt und prägen mit ihrer Exklusivität einerseits, mit ihrer gegenseitigen Rivalität andererseits wesentlich den Charakter von Leben und Studium in Cambridge. So richtet sich bereits die Bewerbung um einen Studienplatz an ein ausgewähltes College, das über die Aufnahme weniger Studierenden pro Jahrgang in jedem Fach bestimmt, wobei die Kandidat\*innen einen komplexen Prozess aus schriftlicher Bewerbung, mündlichem Vorstellungsgespräch und mehrstufigem Auswahlverfahren absolvieren müssen. Wird man schließlich zum nächsten *Michaelmas Term*, dem ersten Trimester im Herbst, zugelassen, erhält man Kost und Logis innerhalb der Collegeunterkünfte, wodurch einem praktisch alle alltäglichen Belange abgenommen werden und man sich ausschließlich auf seine Studien konzentrieren kann. Die wenige verbleibende Freizeit wiederum sollte mit zusätzlichem Engagement in den zahlreichen Clubs des eigenen Colleges ausgefüllt werden, um zur Steigerung von dessen Ansehen beizutragen. Besonders angesehen sind etwa die Rudermannschaften, die das ganze Jahr über auf dem Fluss Cam trainieren, um gegen die rivalisierenden Colleges und vor allem gegenüber *the other place*, der „anderen“, mindestens ebenso namhaften

Blick auf den von Ruder- und Hausbooten bevölkerten Cam.



auf Unterbringung in einem der Colleges, was einer/ einem *visiting graduate student* leider verwehrt bleibt und dafür sorgt, dass man ein Stück weit außerhalb des in sich abgeschlossenen College-Alltags bleibt – da ich selber als *visiting graduate student* vor Ort war, kann ich dies aus eigener Erfahrung bestätigen.

---

„Überhaupt laufen einige Angelegenheiten des alltäglichen Lebens in England ein wenig anders ab und stellen den hohen Stellenwert althergebrachter Traditionen unter Beweis, die in England teilweise auf Kosten modernen Komforts gewahrt werden.“

---

Sobald ein positiver Bescheid vonseiten der Fakultät vorliegt, beginnt die Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten, denn abgesehen von den erhobenen Einschreibungsgebühren – derzeit 500,- Pfund pro *term* – sind die hohen Lebenshaltungskosten in England zu berücksichtigen. Der Wohnungsmarkt fluktuiert sehr stark und verändert sich insbesondere im Vorfeld des *Michaelmas Term* von Tag zu Tag, sodass es am aussichtsreichsten ist, wenn man sich für ein paar Tage vor Ort einquartiert und Besichtigungstermine für die zu diesem Zeitpunkt angebotenen Wohnungen vereinbart.<sup>3</sup> In der Regel muss man sich aufgrund der raschen Veränderung des Wohnungsmarkts sehr schnell für eine Mietwohnung entscheiden, zumal möblierte Wohnungen nicht allzu zahlreich angeboten werden. Das Ergattern eines Platzes in einer Wohngemeinschaft allerdings ist jederzeit ohne Probleme möglich.

Um sich innerhalb der insgesamt überschaubaren Stadt schnell und unkompliziert fortzubewegen, bieten sich das Laufen zu Fuß oder ein günstig erworbenes Secondhand-Fahrrad an, denn der öffentliche Verkehr umfährt großräumig die Innenstadt, in der die meisten Colleges und Fakultäten liegen. Ohnehin gestaltet sich der Gebrauch der berühmten Doppelstockbusse ein wenig schwieriger als erwartet, denn in der Regel werden Haltestellen weder schriftlich noch mündlich angekündigt und die Stopps selber sind dermaßen klein und selektiv angeschrieben, dass man von vornherein wissen muss, wie die Zielgegend aussieht. Es empfiehlt sich daher, die Reiseroute mit Google Maps zu verfolgen, um nicht Gefahr zu laufen, am geplanten Reiseziel vorbeizufahren.

Überhaupt laufen einige Angelegenheiten des alltäglichen Lebens in England ein wenig anders ab und stellen den hohen Stellenwert althergebrachter Traditionen unter Beweis, die in England teilweise auf Kosten modernen Komforts gewahrt werden. Die Eröffnung eines Bankkontos beispielsweise ist trotz elektronischer Hilfsmittel ein komplexes Unterfangen.

Universitätsstadt die Oberhand zu behalten, deren Name nicht genannt werden darf. Der Zweikampf dieser beiden Erzrivalen bildet als besonders prestigeträchtiges Rennen einen Höhepunkt im akademischen Kalender.

Der Unterricht besteht sowohl aus Kursen, die auf Universitätsebene für alle Studierenden eines Fachs im selben Jahrgang organisiert werden, als auch aus persönlichem *tutoring* durch Dozierende im College, das aus wöchentlichen Essay-Aufgaben besteht und eine Eins-zu-eins-Betreuung sowie eine stetige Selbstverbesserung garantieren soll. Zu diesem Unterricht, der in den jeweils nur achtwöchigen Trimestern mit überaus großer Intensität durchgeführt wird, kommt das Leben im College, das dem Schulleben in Hogwarts gar nicht so unähnlich ist, hinzu. Vor allem das sogenannte *formal dinner*, das je nach College während des laufenden Trimesters an mehreren Abenden in der Woche stattfindet, stellt eines der Highlights im Studienalltag dar. Sämtliche Studierende kleiden sich in Abendgarderobe, streifen sich ihre Umhänge (*gowns*) über und genießen ein straff organisiertes Mehrgangmenü, wobei das anfängliche lateinische Gebet, der Ein- und Auszug der *fellows*, der festangestellten Lehrkörperschaft, den formalen Rahmen des Abendessens bilden. In manchen Colleges wird während des ganzen Anlasses auf Lateinisch vorgelesen, in jedem Fall herrschen allerdings strenge Verhaltensregeln für diesen besonderen Anlass. Ein Toast zu Ehren von Geburtstagskindern beispielsweise muss vorgängig beim *head butler* beantragt und abgesehen werden.

Im Rahmen eines längeren Aufenthalts in diesem einmaligen Universitätswesen – selbst im Vereinigten Königreich findet sich das beschriebene *tutoring*-System nur in Oxford und Cambridge – lassen sich vor diesem Hintergrund interessante Einblicke und ein Perspektivwechsel gewinnen, die auch den Betrieb der eigenen Heimatuniversität in einem neuen Licht erscheinen lassen. Damit ein solcher Aufenthalt jedoch möglichst gewinnbringend verläuft, gilt es, einige organisatorische Punkte zu beachten.

Die Bewerbung für einen Aufenthalt ist zunächst sehr einfach: Sobald man den B.A. erworben hat, kann man bei der zuständigen Fakultät bis spätestens einen Monat vor dem Antritt einen Aufenthalt als *visiting graduate student* für eine Dauer von bis zu sechs Monaten beantragen, erforderlich dafür sind nur ein Anschreiben, ein ausgefülltes Personalformular sowie zwei Gutachten von Professor\*innen.<sup>2</sup> Erst nach der erfolgreichen Promotion hingegen kann man sich als *visiting scholar* bewerben, wobei dieser Status erweiterte Möglichkeiten eröffnet. Besonders wertvoll ist daran das Anrecht

Zunächst ist in der Regel eine Online-Beantragung erforderlich, gefolgt von einer persönlichen Vorsprache in einer Filiale. Damit der Abschluss der Einrichtung allerdings funktioniert, muss ein Nachweis über einen Wohnort in Cambridge erbracht werden. Akzeptiert werden dabei durchaus nicht alle Vermieter\*innen – auch die Mietverträge größerer Immobilienverwaltungen können zurückgewiesen werden –, sodass sich eine Bescheinigung durch die Gastfakultät empfiehlt. Unbedingt zu beachten ist die schnellstmögliche Besorgung einer englischen Telefonnummer, denn ausländische Nummern werden in den wenigsten Fällen für Registrierungen akzeptiert und selbst wenn, kann dies zu überaus absurden Situationen führen. Im *eBanking* beispielsweise ist die Bestätigung der Zahlungen durch eine englische Telefonnummer erforderlich. Will man allerdings eine neue englische Nummer eintragen lassen, ist die Bestätigung dieses Vorgangs mittels einer gültigen Telefonnummer erforderlich, wobei ausländische Nummern nicht in das dafür vorgesehene Formularfeld passen. Ähnliche Schwierigkeiten treten auch beim Online-Einkauf auf, wenn die entsprechenden, eigentlich für international gültige Kreditkarten ausgelegten Formulare nur sechstellige englische Postleitzahlen zulassen und deswegen den Zahlungsvorgang blockieren.

Sind organisatorische Herausforderungen wie die exemplarisch genannten überwunden, erwarten einen an der Universität hervorragende Ressourcen für die eigene Arbeit, ein unglaublich reichhaltiges Angebot an Lehrveranstaltungen, Gastvorträgen und informellen Lektüreguppen sowie ein lebendiger Kulturbetrieb in der Stadt und den Colleges.

Alle Fakultätsbibliotheken verfügen über einen reichen Grundbestand an Standardwerken und Sekundärliteratur sowie Online-Publikationen, insbesondere aber die Universitätsbibliothek, die als Copyright-Bibliothek automatisch sämtliche(!) Neuerscheinungen im Vereinigten Königreich erhält, besitzt mit ihren über fünfzehn Millionen Büchern praktisch alles, sogar abgelegene fremdsprachige Literatur. Dank dieser hervorragenden Ausstattung bilden die Fakultätsbibliotheken richtiggehende Knotenpunkte für Studierende und Dozierende aller Colleges. Die hochkonzentrierte Atmosphäre, die daraus entsteht, dass auf so engem Raum derart viele Menschen mit Freude und Ambition an ihren Forschungsprojekten arbeiten, reißt einen unweigerlich mit und motiviert einen selbst zu Höchstleistungen.

Während der Trimester finden praktisch täglich Gastvorträge internationaler Fachleute, College-übergreifende Kolloquien der einzelnen Fächer sowie

Lektüreguppen zu allen möglichen Autoren statt. Im Rahmen der letzteren werden auch abgelegene Texte der Antike gemeinsam gelesen und in äußerst entspannter Atmosphäre miteinander diskutiert, während man nebenher auch sein Mittagessen einnehmen kann. Einmal wöchentlich findet ein auf Fakultätsebene organisiertes literaturwissenschaftliches Seminar im Kolloquiumsformat statt, in dessen Rahmen Professor\*innen und Nachwuchswissenschaftler\*innen Forschungsergebnisse präsentieren und zur Diskussion stellen. Traditionellerweise werden Diskussionen in Cambridge sehr kritisch oder auf einer hohen abstrakten Ebene geführt, sodass Referent\*innen zunächst eingeschüchtert werden können, doch drücken diese hohen Anforderungen an die Vortragenden im Gegenteil Achtung und Wertschätzung für die präsentierte Arbeit aus. Im Kontrast zu diesem regelrechten Kreuzverhör steht der sich üblicherweise anschließende Besuch im nahegelegenen Pub *The Granta*, in dem in freundschaftlichem Gesprächston weiterdiskutiert und sozial interagiert wird. Dabei empfiehlt es sich insbesondere für externe Besucher\*innen, grundsätzlich davon auszugehen, dass man sich gerade mit Professor\*innen unterhält, denn die Gepflogenheit, dass man sich nur mit Vornamen anredet, erschwert zu Beginn ein unmittelbares Erkennen international renommierter Forscher\*innen und kann zu witzigen Missverständnissen führen.

Arnold Bärtschi mit Frau Alexandra Scharfenberger beim Punting auf dem Cam.



Diese sozialen Anlässe sollte man nach Möglichkeit intensiv dazu nutzen, um Kontakte zu knüpfen, denn aufgrund der hochkonzentrierten Atmosphäre in den Bibliotheken und des gedrängten Programms während der Trimester sind die Gelegenheiten, mit anderen Leuten vor Ort intensiver in Kontakt zu kommen, eher selten, zumal den Südeuropäer\*innen ein eher zurückhaltendes Wesen zugeschrieben wird. Hilfe bei der Kontaktpflege bieten allerdings Studierendenvertretungen der *undergraduates* (B.A.-Studierende) und *graduates* (M.A.-Studierende und Doktorierende) mit der Organisation von Kennenlernveranstaltungen oder der Unterhaltung gemeinsamer Aufenthaltsräume.

„Dadurch, dass andere Anlässe an eine breitere Öffentlichkeit gerichtet sind, findet allerdings nicht nur ein Studium hinter verschlossenen Türen statt, sondern auch ein reger Austausch mit der ‚Außenwelt‘.“

Über Kontakte mit Collegeangehörigen lassen sich Besuche und Einblicke in die Colleges realisieren, die für eine Vertiefung des Cambridge-Erlebnisses sorgen. Dazu gehören etwa das beschriebene *formal dinner* oder die College-eigenen Bibliotheken, die nur auf besondere Genehmigung hin Einsicht erlauben, häufig jedoch wahre Schätze für Bücherliebhaber\*innen bereithalten. Ein besonders lohnenswertes Beispiel ist die *Parker Library* des Corpus Christi College,<sup>4</sup> in der mittelalterliche Manuskripte und frühe Drucke in regelmäßig wechselnden Sonderausstellungen präsentiert werden.

Dadurch, dass andere Anlässe an eine breitere Öffentlichkeit gerichtet sind, findet allerdings nicht nur ein Studium hinter verschlossenen Türen statt, sondern auch ein reger Austausch mit der „Außenwelt“. Dazu tragen unter anderem die regelmäßigen *evensongs*, sprich: Abendandachten der weltberühmten College-Chöre in ihren angestammten Kapellen bei. Sämtliche Colleges und Fakultäten sind außerdem darum bemüht, ihre Unterrichts- und Forschungstätigkeiten nach außen zu tragen, sodass im Rahmen von *outreach events* für Schulklassen Schnupperanlässe und Workshops sowie für die restliche Bevölkerung mehrwöchige Festivals wie das *literary festival* oder das *science festival* veranstaltet werden. Überaus aktiv ist auch die ehrenamtliche Vereinigung *Newcomers and Visiting Scholars (NVS)*,<sup>5</sup> deren erklärtes Ziel es ist, internationale Gastwissenschaftler\*innen miteinander in Kontakt zu bringen, ihnen im Rahmen einer Vielzahl von Ausflügen, Besichtigungen und Aktivitäten wie Chorworkshops das kulturelle Leben in Cambridge näher zu bringen und ihnen damit zu helfen, sich rasch zuhause zu fühlen.

Cambridge selber fügt sich als überschaubare Stadt in eine malerische Landschaft ein, die zu *punting* mit Kähnen auf dem Cam oder ausgedehnten Spaziergängen in der Umgebung einlädt, beispielsweise zum traditionsreichen Teehaus *The Orchard* in Grantchester,<sup>6</sup> in dem seit der Gründung eine Vielzahl berühmter Autor\*innen, Künstler\*innen und Denker\*innen verkehrt haben, darunter Virginia Woolf, Ludwig Wittgenstein, Bertrand Russell, Julio Iglesias, Stephen Hawking und HRH Prince Charles. Wird einem die beschauliche Idylle der Universitätsstadt einmal doch zu überschaubar – vor allem außerhalb der Trimester wird Cambridge nämlich ein Stück weit zur Geisterstadt –, lassen sich dank der geographischen Nähe zu London ein rascher Tapetenwechsel vornehmen und die grenzenlose Vorzüge einer Weltstadt genießen. Darüber hinaus ermöglichen lokale Reiseunternehmen wie *Roots Travels*,<sup>7</sup> die für Besucher\*innen Tagesausflüge in unterschiedliche Ecken des Landes anbieten, unkomplizierte und kostengünstige Reisen nach York, Stonehenge oder Bath. Nicht zuletzt dank dieses Abwechslungsreichtums ermöglicht ein Forschungsaufenthalt eine vielseitige Erweiterung des kulturellen Horizonts und die Entwicklung eines vertieften Verständnisses für die englische Mentalität und Lebensweise.

Abschließend lässt sich somit Cambridge zwar durchaus als Elfenbeinstadt charakterisieren – einen einzelnen Elfenbeinturm übertrifft sie mit ihrer Ballung von hochklassigen Bildungseinrichtungen bei Weitem –, doch steht sie Interessierten jederzeit offen und erlaubt einen ausgiebigen Vergleich der dortigen Verhältnisse und Gepflogenheiten mit Institutionen der eigenen Heimat. Verlässt man schließlich die Universitätsblase von Cambridge wieder, um zum Bahnhof im Süden der Stadt zu gelangen und in Richtung des Flughafens London Stansted aufzubrechen, so nimmt man im Gepäck einen wertvollen Vorrat an Erfahrungen aus einem solchen Aufenthalt für sein weiteres Leben mit. Weilt man daraufhin wieder an einer Campus-Universität wie der Ruhr-Universität Bochum, die allen an Bildung Interessierten als Hochschule uneingeschränkt zur Verfügung steht, so treten vor das innere Auge immer wieder kontrastreiche Bilder aus dem Leben und Arbeiten in Cambridge, und formt sich die Erkenntnis, wie unterschiedlich doch das Wechselspiel von Universität und Öffentlichkeit gestaltet werden kann.

<sup>1</sup> Vgl. Art. Reality Checkpoint. In: Wikipedia. [https://en.wikipedia.org/wiki/Reality\\_Checkpoint](https://en.wikipedia.org/wiki/Reality_Checkpoint) [letzter Zugriff am 13.05.2018].

<sup>2</sup> Vgl. exemplarisch die Bewerbungsseite der Faculty of Classics der University of Cambridge: University of Cambridge. Fa-



- culty of Classics (ed.): Visiting scholars and students. <https://www.classics.cam.ac.uk/directory/visitors> [letzter Zugriff am 13.05.2018].
- 3 Eine Zusammenstellung von Wohnungsangeboten findet sich unter: University of Cambridge (ed.): Accommodation Service. <https://www.accommodation.cam.ac.uk/> [letzter Zugriff am 13.05.2018].
- 4 Vgl. University of Cambridge. Corpus Christi College (ed.): Parker Library. <https://www.corpus.cam.ac.uk/about-corpus/>

- [parker-library](https://www.parker-library.org/) [letzter Zugriff am 13.05.2018].
- 5 Vgl. University of Cambridge (ed.): Newcomers and Visiting Scholars. <https://www.nvs.admin.cam.ac.uk/> [letzter Zugriff am 13.05.2018].
- 6 Vgl. The Orchard Tea Garden. <http://www.theorchardteagarden.co.uk> [letzter Zugriff am 13.05.2018].
- 7 Vgl. Roots Travel & Tours (ed.): Guided tours from Cambridge for visitors to Britain. <http://www.roots-travel.co.uk/> [letzter Zugriff am 13.05.2018].

## Bochum meets Berlin

### Im Gespräch mit Studierenden der Latinistik in Berlin

EIN BERICHT VON TIM RESCHOP

**Vom 22. bis 25.02.2018 unternahm ein Teil der Nexus-Redaktion eine Exkursion nach Berlin. Neben Museumsbesuchen, einem Treffen mit dem SPD-Bundestagsabgeordneten und Altphilologen Dr. Fritz Felgentreu und einem Vernetzungstreffen mit der studentischen Zeitschrift *anwesenheitsnotiz* haben wir uns zudem mit dem Fachschaftsrat Klassische Philologie der Humboldt-Universität (HU) sowie der Fachschaftsinitiative des Instituts für Griechische und Lateinische Philologie der Freien Universität (FU) zu Berlin getroffen. Mit den Berliner PhilologInnen haben wir über das Studium an sich, die Strukturierung, den zeitlichen Aufwand und vieles mehr gesprochen. Im charmanten Altbau der HU trafen wir so zunächst auf Celia Grabherr und Raphael Kroll, beide Mitglieder des Fachschaftsrates Klassische Philologie der HU, und fanden uns im Fachschaftsraum ein. Nachdem wir es uns auf Couchen bequem gemacht hatten, begannen wir auch gleich mit unseren Fragen.**

Wie ist das Studium (im Bachelor, Schwerpunkt Latein) an der HU aufgebaut und strukturiert? Was unterscheidet sich eventuell von unserem Studium in Bochum? Der erste markante Hauptunterschied liegt darin, dass an der HU (sowie auch an der FU) im Bachelorstudium die Fächer „Klassische Latinistik“ und „Klassische Gräzistik“ getrennt voneinander angeboten werden und erst im Masterstudium der Studiengang „Klassische Philologie“ aufgenommen werden kann. Bevor das eigentliche Grundstudium dann beginnt, muss eine Einstufungsklausur absolviert werden, die darüber entscheidet, ob mit dem Grundstudium begonnen werden kann oder nicht. „Da wird zunächst das Niveau des Studienanfängers getestet“, sagt Celia Grabherr. Für diejenigen, die diese Einstufungsklausur nicht bestehen, folgt ein Propädeutikum, das sich

über zwei Semester erstreckt und auf eine erneute Einstufungsklausur vorbereiten soll. Dabei werden im 1. Semester die elementarsten Grundlagen wiederholt, bevor man im 2. Semester dieses Kurses in die Lektüre einsteigt. „Es ist aber nicht so, dass die Einstufungsklausur unfair und nicht machbar wäre. Die Klausur ist ungefähr auf dem Latinumniveau. Und man darf dabei auch noch ein Wörterbuch benutzen – später im Studium dann natürlich nicht mehr.“

Nach bestandener Einstufungsklausur beginnt das reguläre Studium. In den ersten beiden Semestern geht es dabei hauptsächlich um den Erwerb von Grundlagen und deren Festigung. So stehen „Einführung in die Latinistik“ (vergleichbar etwa mit unserer „Einführung in die Klassische Philologie“) und die „Römische Geschichte für Latinisten“ als Veranstaltungen für das Modul 1 „Grundlagen und Methoden“ in den ersten beiden Semestern auf dem Studienverlaufsplan. Im 1. Studienjahr sind zudem noch die Module 2 bis 4 zu absolvieren. In Modul 2 „Lateinische Sprache (Basis)“

Das Hauptgebäude der Humboldt-Universität zu Berlin.



geht um den Erwerb von Grundkenntnissen für die Deutsch–Lateinische Übersetzungskompetenz. Dafür wird ein Grammatikwiederholungskurs angeboten, bevor man mit „Deutsch–Latein I“ beginnt, wo Einzelsätze mit Schwerpunkt auf der lateinischen Kasuslehre vom Deutschen ins Lateinische übertragen werden. Modul 3 „Lateinische Literatur I (Prosa)“ wird im 1. Semester absolviert, in dem man sich in zwei Grundkursen zum einen mit Cicero als Referenzautor für die klassische lateinische Prosa und zum anderen mit der lateinischen Prosa bis Livius beschäftigt. „Da geht es dann vor allem um republikanische Prosa. Neben Cicero also hauptsächlich noch Nepos und Sallust“, so Raphael Kroll. Modul 4 „Lateinische Literatur II (Poesie)“ bietet ähnliche Veranstaltungsangebote im Bereich der lateinischen Poesie. In zwei Grundkursen geht es einerseits um hexametrische und elegische Dichtung im Allgemeinen und andererseits besonders um Vergil, die *Aeneis* und die diesbezügliche Rezeptionsgeschichte. In einer zusätzlichen Übung wird die Metrik gesondert behandelt. Es sollen demnach verschiedene Versmaße behandelt und erlernt werden. Dabei werden alle Veranstaltungen, in denen es um die Übersetzungskompetenz geht, mit einer zweistündigen Deutsch–Lateinischen oder Lateinisch–Deutschen Übersetzungsklausur abgeschlossen. Die Wortschatz-Grundlage für das gesamte Studium bildet dafür der Grund- und Aufbauwortschatz vom Klett-Verlag und die Klausuren zeichnen sich durch einen Fehlerquotienten von 5% aus.

Im 2. Studienjahr werden die Module 5 bis 8 absolviert. Neben weiteren aufbauenden Modulen, die die Deutsch–Lateinische sowie die Lateinisch–Deutsche Übersetzungskompetenz fördern und festigen sollen, geht es in Seminaren darum, sich wissenschaftlich mit Texten der lateinischen Prosa und Poesie auseinanderzusetzen, sie also anhand ihrer Entstehungsgeschichte, des historischen Kontextes und vielen weiteren Kriterien zu betrachten und zu interpretieren. Diesen Seminaren wird eine Vorlesung über den aktuellen Forschungsstand zur Lateinischen Prosa und Poesie vorausgeschickt, um sich dann darauf aufbauend mit den ausgewählten Texten zu beschäftigen. Begleitend werden Übungen zur antiken Philosophie, Rhetorik und zur Literaturtheorie angeboten, in denen es häufig auch um den römisch-griechischen Vergleich geht. „Das Graecum ist dafür aber nicht notwendig. Das muss lediglich für den Master of Arts in Klassischer Philologie vorgewiesen werden“, erklärt Celia Grabherr.

Im letzten Studienjahr folgt am Ende des Moduls 9 „Lateinische Literatur V“ eine 45-minütige Abschlussprüfung, der ein Text eines aus dem Seminar bekannten

Autors und seines Werkes zugrunde liegt. Im 6. Semester steht dann auch die Bachelorarbeit an, sofern man die Klassische Latinistik als Kernfach<sup>1</sup> belegt hat. „Der zeitliche Aufwand ist aber so hoch, dass es gar keinen Unterschied macht, ob man Latein als Kern- oder Zweitfach gewählt hat. Es lohnt sich quasi gar nicht, Latein als Zweitfach zu wählen“, geben beide Fachschaftsvertreter einstimmig an. Neben diesen Modulen müssen vom 2. bis zum 6. Semester je nach beruflicher Orientierung (z. B. Lehramt) Vertiefungs- und Schwerpunktveranstaltungen und ein Praktikum bzw. Lehrveranstaltungen zur Praxisorientierung absolviert werden.<sup>2</sup>

Nach diesem Einblick, der uns in das Studium der Klassischen Latinistik an der HU gegeben worden war, trafen auch die Mitglieder der Fachschaftsinitiative (FSI) der FU ein und so konnten wir unser Gespräch im fließenden Übergang direkt mit Bendix Sautmann, Denise Nagel und Johanna Schubert der FSI von der FU fortsetzen.<sup>3</sup> „Die Studienordnung ist noch brandneu in diesem Semester. Von uns studiert beispielsweise keiner danach“, erklärt Johanna Schubert vorab. Wie bei der HU und bei uns an der RUB muss auch an der FU vor Studienbeginn ein Einstufungstest geschrieben werden und wie auch an der HU bildet hier der Grund- und Aufbauwortschatz von Klett das Referenzwerk für das gesamte B.A.-Studium. Die sog. „Proseminaraufnahmeprüfung“ ist eine 90-minütige Klausur, in der die Teilnehmer „einen einfachen Prosatext von etwa 100 Wörtern ohne Wörterbuch übersetzen und anhand weiterer Aufgaben analysieren sollen“. Auch hier kann ein besonderer Einführungskurs absolviert werden, falls die Klausur nicht bestanden wird. „Bei uns ist das aber lediglich eine Empfehlung und kein Muss“, gibt die FSI an. Im 1. Fachsemester stehen dann die Module „Sprache und Texte I“ und „Enzyklopädie der Latinistik“ auf dem Studienverlaufsplan.<sup>4</sup> Das Modul „Sprache und Texte I“ setzt sich aus einem Lektürekurs (Prosa) und einer Sprachpraktischen Übung zusammen, in denen es hauptsächlich darum geht, die Elemente der lateinischen Grammatik zu wiederholen und Kompetenzen zur Texterschließung und Übersetzungstechnik zu erlernen, wobei die Deutsch–Lateinische Übersetzung anhand leichter Einzelsätze im Vordergrund steht. Das Modul wird mit einer 90-minütigen Deutsch–Lateinischen Abschlussklausur absolviert. Das Modul „Enzyklopädie der Latinistik“ besteht aus einer Vorlesung und einem Proseminar. Die Vorlesung bietet einen Überblick über die römische Literaturgeschichte, wobei die Bereiche Philologiegeschichte, Textkritik, Metrik sowie römische Geschichte und Rhetorik angesprochen werden. Das Proseminar dient der Erlernung grundlegender Methodik wissenschaftlichen Arbeitens,

also einer ersten Auseinandersetzung mit Primär- und Fachliteratur. Den Modulabschluss bildet eine 8- bis 10-seitige Hausarbeit. „Das ist eine Verbesserung zur alten Studienordnung. So beginnt das Studium direkt ein wenig literaturwissenschaftlicher“, gibt Johanna Schubert an.

*„In den aufbauenden Kursen werden beispielsweise schonmal FAZ-Artikel übersetzt. Es ist also nicht immer ganz klassisch.“ (FSI, FU)*

Im 2. und 3. Semester baut das Modul „Sprache und Texte II“ auf das Modul aus dem 1. Semester auf. Die Kenntnis der lateinischen Grammatik und Deutsch-Lateinische Übersetzungskompetenz werden in zwei Sprachpraktischen Übungen anhand von komplexen Sätzen aus klassischen Prosawerken vertieft. Dabei werden auch Fragen zur Semantik und Stilistik der einzelnen Texte behandelt. „Dabei geht es nicht immer nur um Cicero und Caesar. In den aufbauenden Kursen werden beispielsweise schonmal FAZ-Artikel übersetzt. Es ist also nicht immer ganz klassisch“, sagt die FSI. Auch hier muss zum Ende des Moduls eine 90-minütige Deutsch-Lateinische Übersetzungsklausur absolviert werden. Ein weiterer Bestandteil des 2. und 3. Fachsemesters ist das Modul „Grundlegende Literaturkenntnis“, das aus einem Seminar und einem Lektürekurs Lateinisch-Deutsch besteht. Das Modul wird mit einer 90-minütigen Klausur abgeschlossen und dient dem Erwerb von Kompetenzen auf dem Gebiet der Lektüre und der Texterschließung. Darauf baut dann im 4. und 5. Fachsemester das Modul „Ausbau der Literaturkenntnis“ zur weiteren Vertiefung dieser Kompetenzen auf, das sich aus den gleichen Veranstaltungstypen zusammengesetzt ist. Es ist dabei zu beachten, dass jeweils ein Seminar im Bereich Prosa sowie Poesie und sowohl ein Prosa- als auch ein Poesie-Lektürekurs absolviert werden muss. Das Modul „Vertiefung der Literaturkenntnis“ wird nach Studienverlaufsplan im 5. und 6. Fachsemester absolviert. Auch hier sind die gleichen Veranstaltungstypen verknüpft, die jedoch frei nach Wahl belegt werden können und mit einer 30-minütigen mündlichen Prüfung abgeschlossen werden.

So bauen auch die Module „Literaturwissenschaft“ (2. bis 3. Fachsemester) und „Literaturgeschichte“ (4. bis 5. Fachsemester) aufeinander auf. Im ersteren Modul werden drei Veranstaltungen besucht – eine Vorlesung, ein Seminar und eine Methodenübung. Dabei geht es hauptsächlich um die Lektüre, Diskussion und Bearbeitung von Texten der römischen Literatur anhand derer die wissenschaftlichen Methoden der Klassischen Latinistik eingeübt werden sollen. Abschluss des Moduls bildet eine Hausarbeit im Umfang von ca. 20 Seiten.

Das darauf aufbauende Modul bietet die gleichen Veranstaltungstypen und zielt auf die Vertiefung der Kompetenzen aus dem vorigen Modul ab und schließt mit einer 90-minütigen Klausur. Zudem soll bei der Lektüre von Werken der römischen Literatur exemplarisch Werke der griechischen Literatur vergleichend hinzugezogen werden, weswegen für das Modul „Literaturgeschichte“ auch Griechischkenntnisse im Umfang des Graecums Voraussetzung sind. Diese können – sofern vor dem Studium noch nicht geschehen – im 3. und 4. Semester durch die Übungen Griechisch I und II erworben werden, die zur Ablegung einer Graecumsprüfung berechtigen. Die Absolvierung der Übungen Griechisch I und II reicht allerdings für das weitere Bachelorstudium aus, sodass die erfolgreiche Ablegung des Graecums nicht verpflichtend zur Fortführung des Studiums ist. „Es wäre allerdings wünschenswert, dass das Graecum Pflicht wird. Man braucht es auf jeden Fall, falls man den M.A. in Klassischer Philologie belegen möchte und für das Referendariat ohnehin. Die Studierenden haben in dem Sinne nichts dadurch gewonnen, dass das Graecum nicht verpflichtend ist“, so Johanna Schubert von der FSI.

Den letzten Bestandteil des Bachelorstudiums an der FU bilden die Module Komparatistik I (2. bis 3. Fachsemester), Komparatistik II (4. bis 5. Fachsemester) und im 6. Semester eine Abschlussarbeit. Das Modul Komparatistik I besteht aus drei Veranstaltungen – Vorlesung, Seminar, Übung. Das Modul zielt auf die Verknüpfung der erlernten Kompetenzen aus dem Bereich der Latinistik mit den Kompetenzen von Nachbarphilologien ab – nicht zwingend der Gräzistik. Das darauf aufbauende Modul Komparatistik II (Vorlesung und Seminar) beschäftigt sich dann hauptsächlich mit dem Vergleich lateinischer und griechischer Literatur, weshalb auch hier Griechischkenntnisse im Umfang des Graecums vorgewiesen werden müssen. Mit den Komparatistikmodulen sind keine Prüfungen verknüpft. Den Abschluss des B.A.-Studiums bildet dann eine Abschlussarbeit<sup>5</sup>, die innerhalb von 12 Wochen in einem Umfang von etwa 7.500 Wörtern abgefasst werden soll. Eine B.A.-Abschlussklausur gibt es nicht.

*„Man kann schon sagen, dass sich die M.Ed.-Studierenden eher für die HU und die M.A.-Studierenden eher für die FU entscheiden.“ (FSI, FU und FSR, HU)*

Was sind für die Studierenden nun die Faktoren, sich entweder für ein Studium an der HU oder an der FU zu entscheiden? „Für viele ist das in erster Linie wohl tatsächlich der Wohnort oder die Wahl der

Fächerkombination. An der FU hat man allerdings auch schon einmal recht experimentelle Kurse, wo z.B. das Kommunistische Manifest ins Lateinische übersetzt wird, während man an der HU vielleicht etwas konservativer ist, was das angeht. Im Großen und Ganzen ist der Unterschied eher im Master auszumachen. Man kann schon sagen, dass sich die M.Ed.-Studierenden eher für die HU und die M.A.-Studierenden eher für die FU entscheiden“, bestätigen beide Fachschaftsvertretungen.



**Bochum meets Berlin: obere Reihe v. l.: Tim Reschop (RUB), Julia Jennifer Beine (RUB), Raphael Kroll (HU), Caroline Wahl (RUB); untere Reihe v. l.: Bendix Sautmann (FU), Celia Grabherr (HU), Johanna Schubert (FU), Denise Nagel (FU).**

Damit war unser etwa einstündiges Gespräch beendet und wir haben den Abend gemütlich bei Burger und Pizza ausklingen lassen. Das Gespräch mit der HU und FU hat gezeigt, dass das Studium der Klassischen Philologie trotz eines gewissen Konsens in der Lehre, wie z. B. Lesung klassischer Autoren oder auch komparatistische Elemente, an jeder Universität anders aussehen kann. So unterscheiden sich die drei Universitäten in dem Grad an Beschäftigung mit klassischen oder späteren Autoren, in der Gewichtung komparatistischer Veranstaltungen und in ihrem Grad an Interdisziplinarität mit verwandten Altertumswissenschaften und modernen Philologen. Jede Universität setzt also eigene Schwerpunkte, hat besondere Merkmale und trägt so zu einer differenzierteren Universitätslandschaft in der Klassischen Philologie bei.

- 1 An den beiden Berliner Universitäten gibt es die Unterscheidung zwischen Kern- und Nebenfach.
- 2 Bei Interesse sind detaillierte Angaben zu einzelnen Studieninhalten und -ordnung an der HU unter [https://gremien.hu-berlin.de/de/amb/2014/78/78\\_2014\\_AMB\\_BA\\_Latein\\_DRUCK.pdf](https://gremien.hu-berlin.de/de/amb/2014/78/78_2014_AMB_BA_Latein_DRUCK.pdf) zu finden (zuletzt abgerufen am 01.08.2018).
- 3 Auch hier ging es um das Bachelorstudium der Klassischen Latinistik als Kernfach.
- 4 Bei Interesse sind detaillierte Angaben zu einzelnen Studieninhalten und -ordnung an der FU unter <https://www.fu-berlin.de/service/zuvdocs/amtstblatt/2017/ab122017.pdf> zu finden (zuletzt abgerufen am 01.08.2018).
- 5 Falls die Klassische Latinistik als Kernfach studiert wird.

## Die Welt ist ein Buch ...

### Teil 1: Antike international Studieren

VON JULIA JENNIFER BEINE UND JOANA KADIR

**O**b in der Anglistik, Romanistik, Slavistik oder anderen modernen Philologien: Für Studierende dieser Fächer liegt ein Auslandsaufenthalt nahe, ist vielleicht sogar verpflichtend. Hier sind die Reiseziele schnell gefunden: Städte und Länder, in denen die studierte Sprache gesprochen wird. Doch was ist mit der Klassischen Philologie? Heißt, eine ‚tote‘ Sprache zu studieren, dass ein Aufenthalt an einer anderen Universität nicht attraktiv ist, weil man Land und Leute sowieso nirgendwo mehr erleben kann?

Auch wenn man weder im antiken Rom oder Griechenland leben kann, um seine Sprachkenntnisse aufzubessern, so kann man durch einen Auslandsaufenthalt doch zu anderen wichtigen Erkenntnissen gelangen; denn die Erforschung der Antike unterscheidet sich von Universität zu Universität und von Land zu Land. Der Einblick in die verschiedenen internationalen Forschungsgemeinschaften mit ihren vielfältigen Ansätzen kann die eigenen Arbeitsweisen und Interpretationsansätzen bereichern – ganz zu schweigen von den Erlebnissen und Erfahrungen, die man

für das eigene Leben sammeln kann. Das zeigen auch die Beiträge von Clarissa Böhm und Arnold Bärtschi in dieser Ausgabe sowie der Erfahrungsbericht von Zoë Poole in Ausgabe 6. Doch welche Möglichkeiten bietet die RUB für internationale Aufenthalte an anderen Universitäten für die Klassische Philologie und verwandte Wissenschaften? Um diese Frage zu beantworten, soll ein erster Überblick über die verschiedenen Kooperationen und Austauschprogramme der RUB gegeben werden.

**Welche internationalen Austauschprogramme gibt es?**

Studierende der Klassischen Philologie an der RUB haben die Möglichkeit, über das allgemein bekannte **ERASMUS-Programm** einen Auslandsaufenthalt zu absolvieren. ERASMUS ist ein Förderprogramm der EU, welches 1987 ins Leben gerufen worden ist, um im akademischen Kontext die Mobilität von Studierenden und Zusammenarbeit von Universitäten über nationale Grenzen hinweg zu fördern. Durch ERASMUS-Abkommen der einzelnen Fachbereiche stehen Studierenden Austauschplätze an europäischen Hochschulen zur Verfügung. Somit verbindet ERASMUS die Klassische Philologie der RUB direkt mit Partner-Fakultäten der Klassischen Philologie in Europa. Diese nehmen eine vertraglich festgelegte Zahl an RUB-Studierenden der Klassischen Philologie pro Semester auf. Die Bewerbung auf einen solchen Platz und die spätere Auswahl der Studierenden läuft über den ERASMUS-Fachkoordinator des Seminars für Klassische Philologie, Prof. Dr. Manuel Baumbach.

*Kooperationen der Klassischen Philologie:*

Aristotle University of Thessaloniki in Griechenland  
Department of Latin und das Department of Medieval and Modern Greek Studies (MMGS)  
<http://www.auth.gr/en/lit>

Eine andere Möglichkeit, die einen auch über die Grenzen Europas herausragen kann, sind die **Partnerschaften der RUB**. Über diese Partnerschaften können RUB-Studierende aller Fachrichtungen einen Auslandsaufenthalt machen. Pro Semester bzw. Jahr stehen den Studierenden der RUB ein bestimmtes Kontingent an Plätzen zur Verfügung. Studierende der RUB müssen an den Partneruniversitäten keine Studiengebühren bezahlen.

*RUB-Partnerschaften mit einem Fachbereich für Klassische Philologie:*

Universidad de Oviedo in Spanien  
Classical and Romance Philology (Filología Clásica y Románica)  
[www.uniovi.es/en/departamentos/clasyrom](http://www.uniovi.es/en/departamentos/clasyrom)

Université Francois -Rabelais Tours in Frankreich  
Département de latin  
[www.univ-tours.fr/site-de-l-universite/](http://www.univ-tours.fr/site-de-l-universite/)  
Belarussische Staatliche Universität in Minsk, Weißrussland  
Classical Philology  
[www.bsu.by/en/main.aspx](http://www.bsu.by/en/main.aspx)  
Universidade Federal de Juiz de Fora (UFJF) in Juiz de Fora, Brasilien  
Licenciatura em Latim  
[www.ufjf.br/ufjf/ensino/graduacao/letras/](http://www.ufjf.br/ufjf/ensino/graduacao/letras/)  
Universidade Federal Fluminense (UFF) in Niterói, Brasilien  
Letras – Latim oder Grego  
[www.uff.br/](http://www.uff.br/)  
Universidad Nacional de Colombia in Bogotá, Kolumbien  
Licenciatura en Español y Filología Clásica  
<http://www.humanas.unal.edu.co/linguistica/pregrado-espanol-y-filologia-clasica/>

Über das **MAUI Utrecht Network Exchange Program (Mid-America Universities International Konsortium)** können Studierende der RUB an einer Universität in den sogenannten *flyover states* Auslandserfahrungen zu sammeln. Die Kooperation ist 1997 entstanden und soll die Mobilität und den internationalen Austausch über den Atlantik hinweg fördern.<sup>1</sup> Studierende der RUB können sich über das International Office der RUB bewerben. Nach der Nominierung durch die RUB wird der Antrag dann von der amerikanischen Wunsch-Universität berücksichtigt. Informationen zur Bewerbung finden sich auf der Homepage des International Office.

*MAUI-Universitäten mit einem Fachbereich für Klassische Philologie:*

Baylor University in Waco, Texas  
Department of Classics  
[www.baylor.edu/classics/](http://www.baylor.edu/classics/)  
University of Nebraska in Lincoln, Nebraska  
Department of Classics and Religious Studies  
[www.unl.edu/classics/](http://www.unl.edu/classics/)  
University of Oklahoma in Norman, Oklahoma  
Department of Classics and Letters  
[www.ou.edu/cas/classicsandletters](http://www.ou.edu/cas/classicsandletters)  
Kansas State University in Manhattan, Kansas  
Department of Modern Languages mit einem Minor in Classics  
<http://www.k-state.edu/mlangs/programs/minors.html>  
Texas Tech University in Lubbock, Texas  
Classical and Modern Languages and Literatures  
[www.depts.ttu.edu/classic\\_modern/](http://www.depts.ttu.edu/classic_modern/)  
University of Missouri – Kansas City, in Kansas City, Missouri  
Classical and Ancient Studies  
<http://cas2.umkc.edu/classicalstudies/>

University of Kansas in Lawrence, Kansas  
Department of Classics  
[www.classics.ku.edu/home](http://www.classics.ku.edu/home)

Daneben besteht auch die Möglichkeit, ein **selbstständig organisiertes Auslandssemester/-jahr** zu absolvieren; allerdings kann die Recherche sehr aufwendig sein und es fallen hier je nach Zielland Studiengebühren an.

**Wie können sich Studierende bewerben?**

Studierende sollten die Bewerbungsfristen berücksichtigen und eine entsprechende Vorbereitungszeit einplanen. In der Regel empfiehlt sich ein Jahr zur Vorbereitung und Organisation einzuplanen, da die Bewerbung bereits zwei Semester vor dem Aufenthalt eingereicht werden muss. Die Bewerbung für die Plätze des ERASMUS-Programms erfolgt über den ERASMUS-Fachkoordinator. Bewerbungen für einen Platz an einer Partneruniversität der RUB oder einen Platz im MAUI-Programm richten sich an das International Office der RUB.

**Gibt es Stipendien für Studierende?**

Über das ERASMUS-Programm erhalten Studierende ein sogenanntes Mobilitätsstipendium, das je nach Zielland zwischen 330 und 420 Euro betragen kann. Für einen Auslandssemester/-jahr an einer Universität im Rahmen der RUB-Partnerschaften können Studierende sich für ein PROMOS-Stipendium bewerben, welches in Kooperation mit dem DAAD direkt von den Universitäten vergeben wird. Es besteht aus einer monatlichen Teilstipendienrate und einer Reisekostenpauschale. Wie auch beim ERASMUS-Programm ist die Förderungshöhe abhängig vom Zielland.<sup>2</sup>

Studierende haben außerdem die Möglichkeit, Auslands-BAföG zu beantragen. Dieses ist auch für Studierende zugänglich, die im Inland nicht gefördert werden. Der Auslandszuschlag variiert je nach Zielland: Im EU-Ausland beträgt die Pauschale 50 Euro, im außereuropäischen Ausland können es bis zu 500 Euro sein.<sup>3</sup>

*“The world is a great book, of which they that never stir from home read only a page.”*

Thomas Fielding

Das Zitat wird in *Select Proverbs of All Nations* von 1824 Augustinus von Hippo zugeschrieben.

Des Weiteren gibt es Stipendien des DAAD oder auch anderer Stiftungen. Auch hier wird geraten, sich frühzeitig zu informieren, da die Stipendien frühe Bewerbungsfristen haben.

**Das Studium an der Heimatuniversität und das an der Gastuniversität unterscheiden sich im Aufbau und den einzelnen Veranstaltungen. Können sich Studierende trotzdem alle besuchten Veranstaltungen der Gastuniversität an ihrer Heimatuniversität anrechnen lassen?**

Üblicherweise müssen im B. A. die komparatistischen Seminare und die ÜÜ I an der RUB belegt werden, weil es sie sonst nirgendwo in dieser Form gibt. Im M. A. können Kurse im Prinzip flexibel anerkannt werden, da es keine Pauschalregelung gibt. Der M. Ed. ist grundsätzlich problematisch, da er auf das deutsche Schulsystem hin konzipiert ist. Auf jeden Fall muss die Fachdidaktik an der RUB belegt werden sowie auch die ÜÜ II. Veranstaltungen der Gastuniversität werden so weit wie möglich anerkannt (mit den genannten Ausnahmen). In jedem Fall werden sie im Transcript ausgewiesen, ggf. als zusätzliche Veranstaltungen.

Die Anerkennung der Studienleistungen, die im Ausland erbracht worden sind, obliegt der Geschäftsführung des Seminars für Klassische Philologie, die Kurswahl sollte schon vor Antritt des Auslandssemesters abgesprochen werden.

- 1 Mehr Informationen zu ERASMUS: <https://www.ef.de/erasmus/programm> und Informationen zum ERASMUS-Programm an der RUB: <http://international.rub.de/ausland/studium/programme/erasmus/index.html.de>.
- 2 Informationen zum MAUI-Programm: [www.midamericauniversities.org/about-us](http://www.midamericauniversities.org/about-us).
- 3 mehr Informationen zum PROMOS-Stipendium an der RUB unter [international.rub.de/ausland/finanzierung/promos/index.html.de](http://international.rub.de/ausland/finanzierung/promos/index.html.de).
- 4 Informationen zum Auslands-BAföG unter <https://www.bafög.de/de/auslandsfoerderung-384.php>.



## Quid novi? Antikerezeption in Film, Comics und Videospielen

EINE KOLUMNE VON ARNOLD BÄRTSCHI

**N**achdem die letzten Ausgaben dieser Kolumne spezifischen Einzelthemen gewidmet waren, soll dieses Mal ein etwas weiteres Panorama zu den zahlreichen Neuerscheinungen der letzten neun Monate gezeichnet und damit ein Überblick über die aktuelle Situation im Bereich Antikerezeption gegeben werden. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Comic-Bereich, der im Gegensatz zur Film- und Videospielindustrie für eine überaus konstante Menge an Rezeptionszeugnissen sorgt.

### Gilgamesch auf modernen Tontafeln

Nach wie vor ungebrochen ist die Präsenz der Antike in Comics, wozu insbesondere die zahlreichen laufenden oder inzwischen abgeschlossenen Serien beim Verlag *Splitter* beitragen, die größtenteils in franko-belgischer Comictradition stehen und unterschiedlichen Epochen der römischen Geschichte gewidmet sind. So sind allein seit Jahresbeginn folgende Bände erschienen: Während in *Alix Senator Band 6: Der Berg der Toten* (A.: Valérie Mangin. Z.: Thierry Démaré) der mit Kaiser Augustus befreundete Senator Alix Gracchus rätselhaften, von Adlern verübten Morden nachgeht,<sup>1</sup> taucht in *Murena Band 10: Das Bankett* (A.: Jean Dufaux. Z.: Theo) der titelgebende Protagonist im Anschluss an den Brand Roms und die anschließenden Christenverfolgungen durch Nero in das rauschende Gastmahl des berühmten Trimalchio ein – Liebhaber\*innen von Petrons *Satyricon* kommen angesichts der detailreichen und vor Farbkontrasten strotzenden Bilder voll auf ihre Kosten.<sup>2</sup> In *Roma Band 5: Angst oder Illusion* (A.: Eric Adam / Pierre Boisserie / Didier Convard. Z.: Régis Penet) wiederum wird die monumentale, auf 13 Bände angelegte und um historische Anhänge ergänzte Reihe zur Geschichte Roms mit einem religiös aufgeladenen Machtkampf zwischen einer christlichen und einer paganen Römerfamilie zur Zeit von Konstantin des Großen fortgeführt.<sup>3</sup> *Stonehenge Band 2: Vortimer* (A.: Èric Corbeyran. Ugo Pinson) entführt Leser\*innen dagegen in das keltische Britannien der Völkerwanderungszeit und thematisiert nach der titelgebenden Irin Erin im ersten Band nun den britischen Anführer Vortimer.<sup>4</sup>

Bereits im vergangenen Jahr wurde die in der zweiten *Nexus*-Ausgabe besprochene vierteilige Comicreihe

*Troja mit Band 4: Die Pforten des Tartaros* (A.: Nicolas Jarry / Campanella Ardisha), in dem der zeitgleiche Kampf vor Troja und gegen die unter der Führung des Titanen Kronos einfallenden Seevölker sein Ende findet.<sup>5</sup> Für November 2018 wiederum ist *Atalante Band 10: Die Horden des Sargon* (A. / Z.: Crisse) angekündigt.<sup>6</sup>

Eine schöne Überraschung stellt die Wiederbelebung der Franchise *Es war einmal...* nach einer Idee von Albert Barillé dar, die seit 1978 insgesamt acht Zeichentrickserien zu unterschiedlichen Themen hervorgebracht hat und in denen kinder- und jugendgerecht Wissen zur Weltgeschichte, dem menschlichen Körper etc. vermittelt wird. Die erste produzierte Serie *Es war einmal... der Mensch* (R.: Albert Barillé. FR / JP 1978) mit insgesamt 26 Episoden wird nun im Comicformat wiederaufgenommen, wobei *Band 2: Das alte Ägypten* (A.: Jean-Charles Gaudin. Z.: Jean Barbaud / Afroula Hadjiyannakis) bereits erschienen und *Band 4: Das alte Rom* für Januar 2019 angekündigt ist.<sup>7</sup> Und wer weiß: Vielleicht hilft ja diese Reihe einmal mehr dabei, Schüler\*innen für antike Geschichte zu begeistern?

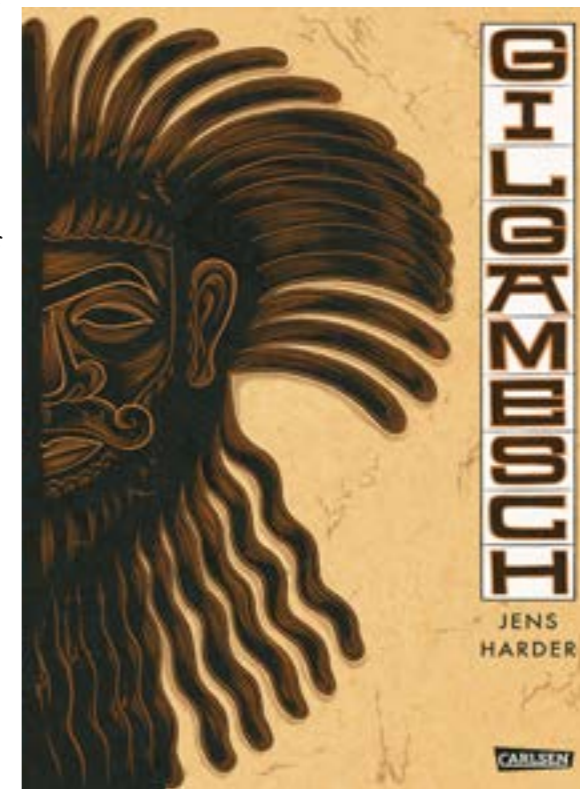
Doch nicht nur der Verlag *Splitter* publiziert eifrig zum Thema Antike, auch der Verlag *Egmont Ehapa*, der vor allem für den Vertrieb der Reihe *Asterix* im deutschsprachigen Raum verantwortlich zeichnet, stellt mit *Alix* (A.: Jacques Martin) eine der ältesten noch laufenden Comicreihen mit antikem Inhalt in einer neuen vierbändigen Gesamtausgabe bereit.<sup>8</sup> Die Alben um den jungen Römer Alix, der Freundschaft mit dem späteren Princeps Augustus schließt, werden seit 1948 ununterbrochen publiziert, wobei der Schöpfer bis 1988 allein, von 1996 bis zu seinem Tod 2009 in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Zeichnern daran beteiligt war. Seither wird die Reihe von wechselnden Künstlern fortgeführt und läuft parallel zur 2013 begonnenen und oben erwähnten Sequel-Reihe *Alix Senator*, in der Alix in fortgeschrittenem Alter und in seiner inzwischen erworbenen Machtstellung als Senator gezeigt wird.<sup>9</sup>

Der Verlag *Kult Comics*, der 2016 neu gegründet wurde, nachdem der Verlag *Kult Editionen* kurz zuvor eingestellt worden war, publiziert seinerseits eine Neuausgabe der in der Zeit der gallischen Kriege

angesiedelten Reihe *Vae Victis!* (A.: Simon Rocca. Z.: Jean-Yves Mitton. 1991–2006)<sup>10</sup> sowie eine deutsche Ausgabe der Reihe *Ben Hur* (A. / Z.: Jean-Yves Mitton. 2008–2010), in der die Geschichte um den berühmten Wagenlenker erzählt wird,<sup>11</sup> und der Reihe *Apostata* (A. / Z.: Ken Broeders. 2009–2016), deren Geschichte sich um den römischen Kaiser Julianus rankt.<sup>12</sup> Durch die in schwarz-weiß gehaltenen Bleistiftzeichnungen hebt sich von diesen Comicalben in franko-belgischer Tradition die laufende Reihe *Alexander der Große* (A.: Eri Heiligendorff) ab, deren *Band 1: Der Sohn der Schlange* und *Band 2: Der Herr der Lüfte* bereits erschienen sind. In ihnen wird in schlichten, aber stimmungsvollen Zeichnungen die Kindheit und Jugend des späteren Erobers und seine Hindernisse auf dem Weg zur Thronnachfolge erzählt.<sup>13</sup>

Aus diesen zahlreichen Neuerscheinungen sticht eine *Graphic Novel*, also eine längere, als Comicroman erzählte Geschichte, sowohl thematisch als auch künstlerisch in besonderer Weise hervor, nämlich die beim Verlag *Carlsen* erschienene Comicadaption *Gilgamesch* (A. / Z.: Jens Harder).<sup>14</sup> Der Künstler wurde bereits zweimal mit dem angesehenen Max-und-Moritz-Preis ausgezeichnet, einmal für seine *Graphic Novel Leviathan* (Éditions de l'An 2. 2003) und einmal für sein monumentales Comicprojekt *Alpha ... directions* (Carlsen. 2010), in dem er die Geschichte der Welt vom Urknall bis zum Erscheinen des Menschen nachzeichnet. Zwei Teile *Beta ... civilizations* – der erste Teil ist 2014 bei *Carlsen* erschienen – und ein geplanter vierter Band *Gamma* wiederum sind der Menschheitsgeschichte gewidmet.<sup>15</sup> Was diese Werke besonders auszeichnet, ist die weitestgehend wortlose Erzählweise, die durch sporadische Bildunterschriften und eine dominante visuelle Darstellung geprägt ist. In dieser die Grenzen des Mediums Comic auslotenden Erzähltechnik und der besonderen Ausdrucksstärke der Bilder liegt auch die charakteristische Signatur des Künstlers.

Dieser bildgewaltige Zeichenstil lässt sich auch in *Gilgamesch* fassen, was angesichts der literarischen Vorlage von besonderer Bedeutung ist. Das mesopotamische Epos, das zu den ältesten der



Harder, Jens: *Gilgamesch*. Carlsen-Verlag. 24, 99€

Weltliteratur gehört, wurde in seiner ursprünglichen Fassung bereits in neusumerischer Sprache gegen Ende des dritten Jahrtausends v. u. Z. verschriftlicht, im 2. Jahrtausend v. u. Z. im Alt- und Mittelbabylonischen weitertradiert und im Jungbabylonischen gegen Ende des 2. Jahrtausends v. u. Z. schließlich in einer kanonischen Form auf elf bzw. zwölf Keilschrifttafeln dauerhaft fixiert. Es ist allerdings nur äußerst fragmentarisch überliefert, denn etwa ein Drittel der Zeilen ist vollständig erhalten, ein Drittel lückenhaft und ein Drittel fehlt vollständig.<sup>16</sup> Vor diesem Hintergrund und angesichts der überaus eigentümlichen Sprache und Erzählweise des Originals erhält die bildliche Erzählung in der Comicumsetzung eine umso größere Relevanz, denn der teilweise schwer verständliche Text wird von Jens Harder mit Bildern illustriert, die das Geschehen sehr unmittelbar vermitteln. Lücken sind durch gelegentliche Auflösung der typischen Panelrahmung angedeutet, ohne dass der Lesefluss dadurch erschwert oder unterbrochen wird.

Überhaupt setzt sich die zeichnerische Umsetzung insofern von üblichen Comicstilen ab, als ein bewusster Anschluss an die mesopotamische Kunstsprache gesucht und konsequent angewendet wird. Erhellend sind in diesem Zusammenhang die Erläuterungen des Künstlers selbst, der in einem ausführlichen Nachwort den Schaffensprozess transparent macht sowie Hürden und Lösungsansätze thematisiert. Dazu werden Referenzbilder von besonders bedeutsamen Erzeugnissen mesopotamischer Kunst – insbesondere Reliefs – und Landschaftsaufnahmen abgedruckt, die die typische Architektur dieser Kultur plastisch vor Augen führen. Dass eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Hinterlassenschaften stattgefunden hat, zeigt sich unter anderem daran, dass das Antlitz des Riesen Chumbawa – in anderen Transkriptionen heißt er auch Huwawa oder Wumbaba – bei seiner ersten Erwähnung einer Lehmmaske aus dem British Museum nachempfunden wird, die von Forscher\*innen gemeinhin als Abbild des Riesen gedeutet wird.<sup>17</sup> Neben künstlerischen Entscheidungen wird im Nachwort auch die Textauswahl begründet: Es handelt

sich dabei um eine Mischung verschiedener deutscher Übersetzungen, zu denen auch die Übertragung Raoul Schrotts gehört, der in der Klassischen Philologie bereits 2008 mit seiner provokanten Neuübersetzung von Homers *Ilias* für Furore gesorgt hatte.

Die zeichnerische Umsetzung des *Gilgamesch*-Epos stellt anschaulich unter Beweis, wie nah sich bronzezeitliche, antike und moderne Bildersprache in Comics eigentlich sind und dass bisweilen nur dynamische Effektlinien und Sprechblasen als konstitutive Elemente des Mediums fehlen, Comicleser\*innen darüber hinaus allerdings nichts vermissen. Durch die Wahl konventioneller eckiger Panels und erdiger Farben – es überwiegen Ocker- und Brauntöne, nur die Figur des Enkidu und einige Elemente wie Himmel, Schatten und Träume werden schwarz in Szene gesetzt – werden Tontafeln als ursprünglicher Beschreibstoff der Erzählung suggeriert. Der Erzähltext wiederum wird in Textkästchen innerhalb der Panels untergebracht, wodurch der Eindruck entsteht, eine außertextliche Erzählinstanz beschreibe die dazugehörigen Reliefs, in denen die Figuren relativ statisch, aber nichtsdestotrotz unglaublich lebendig dargestellt werden. Typische Comiceffekte wie Bewegungslinien werden nur äußerst sparsam, dafür aber umso wirkungsvoller eingesetzt. Gerade auch das im Original nicht vollständig erhaltene, aber rührende Ende – Gilgamesch und sein Freund Enkidu, der in der Unterwelt festsetzt, unterhalten sich ein letztes Mal miteinander und sprechen über die Verhältnisse des Jenseits – wird in einer Art und Weise illustriert, die den Eindruck erweckt, als hätte der Künstler Hammer und Meißel beiseitegelegt, ohne die Erzählung ganz zu vollenden.

Dass diese *Graphic Novel* sogar in der Mai-Ausgabe des *WBG Mitglieder-Express* 2/2018 unter der Rubrik „Panorama“ als Lektüretipp erscheint, unterstreicht den Beitrag dieses Werks zur Antikerezeption noch zusätzlich. Allen Leser\*innen, die sich für das Gilgamesch-Epos als Stück Weltliteratur *per se* interessieren oder als Klassische Philologen einen Text lesen möchten, der spürbaren, wenn auch schwer nachweisbaren Einfluss auf die griechische Epik ausgeübt hat, sei die Lektüre dieser außergewöhnlichen Umsetzung nachdrücklich ans Herz gelegt.

#### **Begraben will ich den Antikenfilm, nicht ihn preisen...**

Im Gegensatz zum nach wie vor in voller Blüte stehenden Comic-Medium hat der Antikenfilm einmal mehr als Genre ausgedient und sich einem erneuten Winterschlaf hingegeben. Es scheint angesichts dieser Entwicklung angemessen, im Rahmen eines kurzen

Nachrufs auf diese Filmgattung nach möglichen Ursachen für ihre wechselhafte Geschichte und nach Perspektiven für künftige Entwicklungen zu suchen.

Gründe für das neuerliche Verschwinden des Antikenfilms aus den Kinos lassen sich finden, wenn man sich der ersten Blütezeit des Genres zuwendet und Parallelen zu früheren Tendenzen in der Behandlung durch die Filmindustrie zieht. So hat einerseits die Kostspieligkeit monumentaler Antikenfilme, die vor allem in den 50er und 60er Jahren in großer Anzahl produziert wurden und zu denen zeitlose Klassiker wie *Quo Vadis* (R.: Mervyn LeRoy. US 1951), *Ben Hur* (R.: William Wyler. US 1959) oder *Cleopatra* (R.: Joseph L. Mankiewicz. US 1963) zählen, mehr als ein Filmstudio beinahe in den finanziellen Ruin getrieben. Andererseits schädigte die Überflutung des Filmmarkts durch die zeitgleich, aber wesentlich kostengünstiger produzierten – und deswegen qualitativ größtenteils nicht allzu hochstehenden – italienischen ‚Sandalfilme‘ den Ruf des Antikenfilms nachhaltig und sorgte dafür, dass sich Filmproduzent\*innen und Zuschauer\*innen anderen Genres wie dem Western zuwandten.<sup>18</sup>

---

„Im Gegensatz zum nach wie vor in voller Blüte stehenden Comic-Medium hat der Antikenfilm einmal mehr als Genre ausgedient und sich einem erneuten Winterschlaf hingegeben.“

---

Eine ähnliche Tendenz scheint dem Antikenfilm auch in den letzten Jahren wieder zum Verhängnis geworden zu sein, denn obwohl der Film *Gladiator* (R.: Ridley Scott. US 2000) praktisch im Alleingang das Genre wiederbelebt hatte, wurde das neu erwachte filmische Interesse an dieser Epoche aus kommerziellen Beweggründen dem Niedergang anheimgegeben. In massenproduzierten und dabei doch nur zweitrangigen Actionfilmen wie den berüchtigten Streifen *Clash of the Titans* (R.: Louis Leterrier. GB / US 2010), *Immortals* (R.: Tarsem Singh. US 2011) oder *Wrath of the Titans* (R.: Jonathan Liebesman. ES / GB / US 2012) wurde zwar beinahe das gesamte Bestiarium antiker Mythen verarbeitet, doch konzentrierten sich diese Verfilmungen fast ausschließlich auf Effekte und vernachlässigten eine Erzählung mit Tiefgang. Dafür haben Kinogänger\*innen diese Filme mit überaus schlechten Einspielergebnissen und vernichtenden Kritiken auf den wichtigsten Filmrezensionsseiten [www.rottentomatoes.com](http://www.rottentomatoes.com) und [www.metacritic.com](http://www.metacritic.com) abgestraft. Besonders bezeichnend für diese bedauerlichen Qualitätsabstriche sind auch die beiden im selben Jahr erschienen Heraklesfilme *Hercules* (R.: Brett Ratner. US 2014) und *The Legend of Hercules* (R.: Renny Harlin. US 2014), die eine rationalisierte Inszenierung dieser zentralen Mythengestalt geben und

gerade dadurch den besonderen Reiz des antiken Themas zugunsten eines generischen Actionfilmschemas tilgen.

An dem Niedergang des Antikenfilms scheint auch die Netflixserie *Troy: Fall of a City* (R.: Owen Harris/ Mark Brozel. UK/US 2018) nichts ändern zu können, die zwar mit einem besonderen Fokus auf die ausweglose Situation der belagerten Trojaner eine neue Sicht auf die Kriegsverlierer des homerischen Epos liefern möchte, sich dabei aber in einer immergleichen Endlosschleife aus actiongeladenen Kampfszenen und selbstreflexiven Schlafzimmerszenen verläuft, mit denen das Handeln der Figuren psychologisch motiviert werden soll.<sup>19</sup> Erstaunlicherweise scheint sich der zeitgleich mit der Renaissance des Antikenfilms wiederauferstandene Bibelfilm ein wenig länger über Wasser zu halten, wie der zuletzt erschienene Film *Samson* (R.: Bruce Macdonald. US / ZA 2018) suggeriert – die überaus negativen Kritiken dazu scheinen allerdings anzudeuten, dass auch dieses Genre auf eine neuerliche Zwangspause zusteuert.<sup>20</sup>

Angesichts der in der letzten *Nexus*-Ausgabe besprochenen gelungenen Verfilmung *Wonder Woman* (R.: Patty Jenkins. US 2017) – wer sich übrigens für die Entstehung der Figur Wonder Woman und ihren Erfinder William Moulton Marston interessiert, der sei auf die im vergangenen Jahr erschienene Filmbiographie *Professor Marston and the Wonder Woman* (R.: Angela Robinson. US 2017) verwiesen – scheint das Genre des Superheldenfilms momentan noch eine letzte Bastion antiker Filmthemen darzustellen. Von dem im Dezember erscheinenden Film *Aquaman* (R.: James Wan. US 2018), in dem Atlantis im Zentrum stehen wird, und der angekündigten Fortsetzung *Wonder Woman 1984* (R.: Patty Jenkins. US 2019) wird deswegen womöglich abhängen, wie lange Zuschauer\*innen dieses Mal auf eine Renaissance des Antikenfilms warten müssen.

Wie es schließlich im Bereich Videospiele aussieht? Das wird Thema der nächsten Kolumne sein...

*Haben Sie bestimmte Titel vermisst oder hätten Sie zu einigen Neuerscheinungen gerne ausführlichere Besprechungen erhalten? Wünsche, Anregungen oder Ergänzungen zur Kolumne können Sie jederzeit gerne an [arnold.baertschi\[at\]rub.de](mailto:arnold.baertschi[at]rub.de) senden, damit die Kolumne auch Ihre Interessen abdeckt!*

- 1 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/alix-senator-bd-6-der-berg-der-toten.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 2 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/murena-bd-10.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 3 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/roma-bd-5.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 4 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/stonehenge-bd-2.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 5 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/troja-bd-4.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 6 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/atalante-bd-10.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 7 Vgl. <https://www.splitter-verlag.de/es-war-einmal-der-mensch-bd-2-das-alte-egypten.html> und <https://www.splitter-verlag.de/es-war-einmal-der-mensch-bd-4.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 8 Vgl. <https://www.egmont-shop.de/alix-gesamtausgabe-01.html> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 9 Vgl. [https://fr.wikipedia.org/wiki/Alix\\_\(bande\\_desin%C3%A9e\)](https://fr.wikipedia.org/wiki/Alix_(bande_desin%C3%A9e)) [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 10 Vgl. <https://kultcomics.net/comic-serien/vae-victis/> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 11 Vgl. <https://kultcomics.net/comic-serien/ben-hur/> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 12 Vgl. <https://kultcomics.net/comic-serien/apostata/> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 13 Vgl. <https://kultcomics.net/comic-serien/alexander-der-groesse/> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 14 Vgl. <https://www.carlsen.de/comic/hardcover/gilgamesch/64151> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 15 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Jens\\_Harder](https://de.wikipedia.org/wiki/Jens_Harder) [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 16 Für eine übersichtliche Einführung in das Gilgamesch-Epos vgl. Walther Sollenberger, *Das Gilgamesch-Epos. Mythos, Werk und Tradition*, München 2013 in der Reihe C.H.Beck Wissen.
- 17 Vgl. [http://www.britishmuseum.org/research/collection\\_online/collection\\_object\\_details.aspx?objectId=388863&partId=1](http://www.britishmuseum.org/research/collection_online/collection_object_details.aspx?objectId=388863&partId=1) [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 18 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Monumentalfilm> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 19 Vgl. <http://www.indiewire.com/2018/04/troy-fall-of-a-city-review-netflix-helen-paris-1201949903/> [letzter Zugriff am 27.06.2018].
- 20 Vgl. [https://en.wikipedia.org/wiki/Samson\\_\(2018\\_film\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Samson_(2018_film)) [letzter Zugriff am 27.06.2018].

## Einmal hin und wieder zurück – Nexus auf Reisen

EIN REISEBERICHT VON FRAUKE WAHRMANN

**Donnerstag, 22.2.18, Bochum Hbf., 8:30 Uhr**

Aufbruch nach Berlin. Wir, vier Studierende der Ruhr-Universität Bochum, sind für vier Tage in Berlin, die geprägt sind von Kultur, spannender Begegnungen mit anderen Studierenden und politischer Prominenz. Nicht zu vergessen: Texte von Livius, die in den nächsten Tagen immer wieder eine Rolle spielen werden. Die Fahrt geht relativ ereignislos vorüber, abgesehen von häufigen Platzwechseln, die mit Leichtigkeit und Vorfreude auf die nächsten Tage absolviert werden. Kurz fragen wir uns, was die anderen Mitreisenden über uns denken, während wir über altgriechische Texte reden. In Berlin angekommen erwarten uns sehr viele Treppen. Also klemmen wir uns die Koffer unter den Arm und auf geht's mit der sportlichen Herausforderung, die der Berliner Hauptbahnhof zu bieten hat, zum Hostel. Aber damit noch nicht genug. Auch der Weg zum Hostel führt über Kopfsteinpflaster und allerlei Gefahren des Berliner Großstadtdschungels.

Angekommen in den vier Wänden für die nächsten Tage brechen wir sofort auf: Denn das erste Treffen steht an. *Nexus* trifft die *anwesenheitsnotiz*, die studentische Zeitschrift der Humboldt-Universität. Bei dem Mittagessen im Maxim-Gorki-Theater (ja, man kann in diesem Theater tatsächlich in der kleinen Cafeteria richtig lecker essen gehen) reden wir angeregt über die beiden Zeitschriften. Vielleicht war auch die ein oder andere Idee für die jeweils andere Zeitschrift dabei. Man kann schließlich nie wissen, was aus so einem Austausch entsteht. Anschließend gehen wir für uns betonverwöhnten Bochumer zum architektonischen Highlight: Das aus Marmor gekleidete Treppenhaus am Haupteingang der Humboldt-Universität. Nichts schlägt einen solchen Ort, eine solche Universität, die im ersten Stock eine Galerie mit all ihren berühmten Absolventen und Lehrenden besitzt, dass einem vor Ehrfurcht ein Schauer über den Rücken läuft. Abschließend beschließen wir noch, die Zeit für die ersten touristischen Eindrücke zu nutzen: Reichstag, Spreebogen, Brandenburger Tor, Holocaustmahnmal und Potsdamer Platz sollten für den ersten Tag reichen. Auf unserem Streifzug durch die Stadt sind wir unbewusst auf das Gelände der Topographie des Terrors gestoßen. Auf historisch relevantem Grund befand sich das Hauptquartier der Gestapo. Seit 2010 steht der Neubau für dieses Projekt, das sich seit Ende der 80er Jahre mit der Dokumentation und Aufarbeitung des Terrors beschäftigt. Dies ist keine leichte Kost, aber ein wichtiger Teil unserer Geschichte, aus deren Erinnerung wir Lehren

für die Zukunft ziehen sollten, nicht nur, um solch ein Gräueltat in unserem Land ein weiteres Mal zu verhindern, sondern auch, um den Blick auch zu schärfen, solche Verbrechen auch anderswo erkennen und eingreifen zu können. Unter diesem Eindruck schlendern wir weiter durch die Stadt, bis wir beim Checkpoint Charlie ankommen. Dort kehren wir dann auch zum Ausklang des Tages für ein Abendessen ein. Tag 1 endet gemütlich von ein wenig Schnee begleitet und auf dem Heimweg mit der wohl kuriosesten Straßenkreuzung Berlins: Axel-Springer-Straße/Rudi-Dutschke-Straße.



Die Redaktion von *Nexus* mit einem Redakteur der *anwesenheitsnotiz*.

**Freitag, 23.2.18, Berlin, Museumsinsel**

Tag 2: Vollgepackt mit Kultur und vier Studierenden, die bereit sind, die Museumsinsel in all ihrer Pracht zu erleben. Die Museumsinsel, seit 1999 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes, besitzt fünf Museen, die alles abdecken, was das Herz begehrt. Unsere Euphorie wird leider schon vor Antritt der Reise etwas gebremst, da der berühmte Pergamonaltar momentan restauriert wird und somit der Öffentlichkeit nicht zugänglich ist. Aber trotzdem braucht das Pergamonmuseum seinen Namensgeber nicht, um zu glänzen. Es ist schlichtweg beeindruckend, wenn man die Treppe hochgeht, sich nach rechts wendet und direkt vor dem Ishtar-Tor aus Babylon steht. Nach all den Jahrtausenden (auch dank der Restauration und Instandhaltung) immer noch dunkelblau strahlend, seit 1930 Teil des Vorderasiatischen Museums, ist es gemeinsam mit der dazugehörigen Prozessionsstraße Teil der Stadtmauern Babylons gewesen, die in den ältesten Listen der

Sieben Weltwundern genannt werden. Durchschreitet man das Tor, gelangt man vom 6. Jh. v. Chr. ins 2. Jh. n. Chr. und findet sich in Milet mit seinem Markttor wieder. Beeindruckend daran ist, dass das Tor erst im Mittelalter zerstört wurde und bereits Anfang des 20. Jh.s. durch deutsche Ausgrabungen wieder zum Vorschein kam. Mit türkischer Genehmigung wurden die Überreste nach Berlin überführt und mit vielen Originalteilen restauriert. Leider zog der Zweite Weltkrieg auch hier seine Kreise: das Tor wurde schwer beschädigt und nur notdürftig repariert, bevor es erst 2006/07 fachmännisch in seinen Jetzt-Zustand versetzt wurde. Neben den beiden genannten Nachbauten befindet sich auch ein Teil der Mschatta-Fassade im Museum, Fragmente einer Wüstenfeste aus dem 8. Jh. aus Jordanien.



*Nexus* auf der Museumsinsel.

Auf das Pergamonmuseum folgt nun das Neue Museum. Erst 2009 wiedereröffnet, 70 Jahre nach seiner Schließung und dem geplanten Abriss, beherbergt es heute einen der Hauptziehungspunkte der Berliner Museumslandschaft: die Büste der Nofretete. Allein in diesem Museum könnte man einen ganzen Tag verbringen. Hier aus jeder Abteilung ein herausragendes Stück herauszugreifen, ist unmöglich und würde diesen Rahmen sprengen. Nach prall gefüllten 3 Stunden steht jetzt noch das Alte Museum auf dem Plan. Hier befindet sich der größte Teil der Antikensammlung. Besonders beeindruckend ist die Rotunde mit den Nachbildungen griechischer Statuen, die das Götterpantheon darstellen. Nach so viel Antike steht eine große Abwechslung bevor. Die Fachschaften der Humboldt-Universität und der Freien Universität haben uns eingeladen, um mit uns über ihren Aufbau der Latein-Studiengänge an der HU und FU zu reden. Den Abend verbringen wir gemeinsam mit allerlei Gesprächen und gegenseitigen Einladungen, von denen die ein oder andere sicherlich eingegangen wird.

**Samstag, 24.2.18**

Wenn man schon einmal in Berlin ist und sogar fußläufig zum längsten innerstädtisch erhaltenen Stück Berliner Mauer, der East Side Gallery, schläft, muss man diese natürlich auch gesehen haben. Zumindest zwei Mitreisende lassen sich davon überzeugen, dieses Stück deutscher Geschichte zu besichtigen; die anderen beiden bleiben zurück für eine Übersetzungsschlacht mit Livius. Eine Zusammenführung wird für eine spätere gemeinsame Eroberung des Reichstages ausgemacht. Der Weg zur East Side Gallery ist Teil des Berliner Mauerweges, der in den letzten anderthalb Tagen schon häufig die Grundlage unserer Wege bildet. Vorbei an besetzten Häusern, Baustellen und immer entlang der Spree bis hin zur Mauergalerie, die auf 1,3 km seit 1990 bunt bemalt eine Schnellstraße säumt. Durch die Kunstwerke, die zum Teil verwittert, zum Teil von denselben oder anderen Künstlern nachgemalt oder neugestaltet wurden, wirken die Betonelemente kleiner als ihre 3 Meter Höhe und vermitteln eine gewisse Ironie gegenüber ihrem Platz in der deutschen Geschichte.

Nach diesem kurzen Abstecher geht es wieder zurück in die Stadtmitte, Richtung Reichstag, den wir uns bereits von außen angeschaut haben. Auf Einladung von Fritz Felgentreu schließen wir uns einer Gruppe anderer Touristen für eine Führung an. Zu einem Teil der Führung gehört auch eine Zusammenfassung der Geschichte des Reichstagsgebäudes. Aber diese erhalten wir nicht irgendwo, die Gruppe darf sich auf der Pressebühne im Sitzungssaal niederlassen und den Raum auf sich wirken lassen. Es ist auffällig, dass der Plenarsaal in Realität so viel kleiner wirkt, als man es aus Print und Fernsehen gewohnt ist. Schuld daran sind die Weitwinkelleinstellungen der Kameras. Dabei, so erzählt der Guide, sei die momentan gewählte Anzahl an Parlamentariern die größte seit den 60er Jahren. Neben den Fakten, die man sich auch überall erlesen kann, plaudert er auch aus dem berühmten Nähkästchen. So bleibt zumindest der Verfasserin dieses Berichtes im Kopf, dass die Geburtsstation der nahegelegenen Charité im Zweiten Weltkrieg zum Schutz der Mütter und Kinder in den Keller des ausgebrannten Reichstages ausgelagert wurde. In diesem kurzen Zeitraum von 1942-1945 wurden mehrere Kinder dort geboren, die heute noch ihre Geburtsurkunden mit Stolz vorzeigen können. Denn wer hat schon als Geburtsort Berlin, Reichstag dort stehen!? Natürlich darf der Abstecher auf die Kuppel nicht fehlen. Unschlagbar ist auch der Blick von der Dachterrasse des Reichstagsgebäudes. Alle Sehenswürdigkeiten und andere architektonischen Merkmale der Stadt lassen sich von hier oben sehen. Besonders eindrucksvoll ist der Blick, den man

auf die Neue Synagoge erhascht, wenn man sich in Richtung des Fernsehturms dreht. Das mag zum einen der außergewöhnlichen Form des Gebäudes geschuldet sein, zum anderen spielt die Theologin bei dem Eindruck mit hinein.

Aber weiter im Tagesprogramm: Vom Reichstag aus gehen wir durch das Brandenburger Tor hindurch, immer der Straße Unter den Linden folgend, bis sich erneut an diesem Tag die Wege der Gruppe trennen. Drei bleiben zurück für das Interview mit Herrn Dr. Felgentreu, während ich Berlin weitererkunde. Dabei führt mich mein Weg eher ziellos durch die Innenstadt, streift den Gendarmenmarkt, die St. Hedwigs-Kathedrale, das auswärtige Amt und schließlich das in Gerüsten gut eingepackte, neu errichtete Berliner Schloss. Um meine Wartezeit zu verkürzen, führen mich meine Schritte schließlich in das vierte Museum unserer Reise: das DHM. Direkt gegenüber des Berliner Doms, in unmittelbarer Nähe zur Museumsinsel, befindet sich das erst 1987 gegründete Museum, das die Deutsche Geschichte vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein in all seinen Windungen und Spannungen darstellt. Unsere Gruppe findet sich wieder zusammen und setzt ihren Weg fort. Ein kurzer Abstecher ins

## Eine Reise auf die Berliner Insel der antiken Schätze

### Ein Besuchsbericht zur Museumsinsel in Berlin

VON JULIA JENNIFER BEINE

**Wer in Berlin ist, kann sie kaum übersehen: Die Museumsinsel an der Spree. Mitten in der Stadt laden die Staatlichen Museen zu Berlin dazu ein, anhand ihrer Ausstellungsstücke in unterschiedliche Kulturen und Epochen einzutauchen. Auch wir besuchten auf unserer Exkursion das Welterbe mit dem ambitionierten Ziel, innerhalb von sechs Stunden die gesamte griechisch-römische Antikensammlung im Pergamonmuseum, Neuen Museum und Alten Museum zu sehen. Als Altphilolog\*innen und Historiker\*innen sowie passionierte Museumsbesucher\*innen hatten wir zwei Stunden pro Museum eingeplant.**

Unsere erste Station war das Pergamonmuseum (errichtet 1910–1930). Der Schwerpunkt liegt bei diesem Museum auf der Architektur: Schon zu Beginn steht man dem 15 Meter hohen, rekonstruierten Ishtar-Tor aus Babylon aus der Zeit König Nebukadnezars II. (604–562 v. Chr.) mit seinen größtenteils blauen glasierten Ziegeln gegenüber, zur Linken und Rechten

KaDeWe rundet den Tag ab, bevor wir den Abend ein weiteres Mal am Checkpoint Charlie ausklingen lassen.

**Sonntag, 25.2.18, Berlin Hbf., 10:30**

Die Rückfahrt steht uns bevor! Ereignisreiche Tage mit vielen Kilometern in den Beinen, neuen Bildern und Eindrücken in den Köpfen tragen uns aus unserer Herberge heraus und Richtung Hbf. Während der Fahrt mit der U-Bahn kreuzen wir viele der Sehenswürdigkeiten, die wir besucht und fotografiert haben, viele, denen wir auf Grund der kurzen Zeit nicht genügend oder keine Beachtung schenken konnten. Aber es gibt bekanntlich immer einen zweiten, dritten, vierten Grund für einen Besuch in der Bundeshauptstadt. Es gibt noch so vieles zu entdecken, schon allein die Restaurierung des Pergamonaltars dürfte eine Rückkehr für jeden Altphilologen und Althistoriker nach Berlin rechtfertigen. Mit diesen Gedanken im Kopf vergeht die Rückfahrt wie im Fluge, begleitet von den weiteren Übersetzungen der Livius-Texte, wie schon auf der Hinfahrt. Wieder zurück im Ruhrgebiet trennen sich unsere Wege zuerst in Dortmund, abschließend aber in Bochum und jeder denkt sich: Berlin, gerne wieder!

Fassaden des Thronsaals und der Prozessionsstraße. Zum Teil zweisprachige Tafeln (Deutsch und Englisch) klären die Besucher\*innen über die Entdeckung des Tores und seine Geschichte auf. Wirft man einen Blick zurück, merkt man, dass man schon beim Eintritt eine Rekonstruktion passiert hat: Der Eingang zum Raum mit dem Ishtar-Tor zeigt sich so als ein Nachbau einer Palastfassade aus Assur aus dem 1. Jh. v. Chr. Anhand dieses Tores erläutert eine deutschsprachige Tafel, wie Restaurationskonzepte entstehen.

Diese beeindruckenden Rekonstruktionen gehören allerdings nicht zur Antikensammlung, sondern zum Vorderasiatischen Museum, welches sich im gleichen Gebäude befindet; die Übergänge sind hier fließend. Gleich nach dem Ishtar-Tor durchschreitet man so eine weitere Rekonstruktion, das römische Markttor von Milet aus dem 1. Jh. n. Chr., und tritt so in die Antikensammlung ein. Der Rest des Raumes wird durch das sogenannte Trajaneum eingenommen und gliedert sich um ein großes Orpheus-Bodenmosaik

eines Tricliniums (um 200 n. Chr.): Hier finden sich neben Darstellungen Trajans auch eine Theaterterrasse mit Dionysostempel sowie Reliefs und Monumente römischer Architektur aus dem 1. und 2. Jh. n. Chr.



**Julia Jennifer Beine, Frauke Wahrmann, Caroline Wahl und Tim Reschop (v. l.) vor dem Markttor von Milet im Pergamonmuseum.**

Die Antikensammlung beschränkt sich aufgrund der Schließung des Pergamonaltars (2014–2019) auf die eben beschriebene Trajaneumshalle, womit Besucher\*innen, die auf die griechisch-römische Antike versiert sind, das Pergamonmuseum schnell hinter sich lassen könnten.<sup>1</sup> Doch dadurch, dass man zum Aufsuchen der römischen Architektur schon einen Teil des Vorderasiatischen Museums durchquert hat, kommt schnell die Lust auf, den Rest dieser Sammlung zu sehen. So beschlossen auch wir, die Prozessionsstraße von Babylon entlangzugehen und in den angrenzenden Räumen weitere alte Kulturen zu entdecken. Der ‚Abstecher‘ lohnt sich: Beim Gang durch das Vorderasiatische Museum wird einmal mehr deutlich, dass es eben nicht nur die griechisch-römische Antike gegeben hat – hier finden sich vor allem architektonische Ausstellungsstücke aus sumerischen, babylonischen, assyrischen und nordsyrisch-ostanatolischen Kulturkreisen, also dem heutigen Irak, Syrien und der Türkei.

Ein Stockwerk höher befindet sich das Museum für Islamische Kunst, das die Besucher\*innen chronologisch durch die verschiedenen Epochen und Dynastien führt. Bei dem Gang von der Frühzeit mit den Großreichen der ersten Kalifen (7.–10. Jh.) über die Mittlere Zeit (11.–15. Jh.) bis in die Frühe Neuzeit sind die Fassade des Wüstenschlosses von Mschatta,

Gebetsteppiche, die Alhambra-Kuppel oder das Aleppo-Zimmer (um 1600) zu bestaunen. Besonders letzteres zieht die Aufmerksamkeit der Besucher\*innen mit seiner farbenprächtigen, detailreichen Vertäfelung auf sich. Exponate wie das Aleppo-Zimmer sind aufgrund des Kriegs in Syrien auch in den Fokus der Museumsarbeit gerückt: Seit 2013 arbeitet das Museum für Islamische Kunst mit dem Deutschen Archäologischen Institut an der Erstellung digitaler Kulturgüterregister für Syrien.<sup>2</sup> Parallel dazu gibt es das Projekt *Multuka* (arabisch: „Treffpunkt“), bei dem Geflüchtete als Museumsguides auf Arabisch tätig sind. So können Geflüchtete an arabisch-, englisch- oder deutschsprachigen Führungen teilnehmen. Außerdem kommen sie in arabisch- und deutschsprachigen Workshops mit Museumsbesucher\*innen gleicher oder anderer Kulturräume ins Gespräch.<sup>3</sup>

Das Pergamonmuseum, insbesondere das Museum für Islamische Kunst, besticht so mit seiner Aktualität und zeitgemäßen Aufarbeitung. Zusammen mit dem Vorderasiatischen Museum und der Antikensammlung mit ihren beeindruckenden Rekonstruktionen eröffnet es den Besucher\*innen so einen kaleidoskopartigen Einblick in die Vielfalt antiker Kulturen. Allerdings fällt bei der Beschilderung auf, dass nicht alles zweisprachig dargestellt wird und manche Exponate lediglich benannt werden. Ausgeglichen wird das durch Infozettel zum jeweiligen Raum, die wahlweise auf Deutsch oder Englisch Hintergrundinformationen zu den Exponaten liefern und später als Erinnerungshilfen dienen können.

Nach diesem Auftakt stand das Neue Museum (1843–1855 errichtet) auf unserer Liste. Auch dieses Gebäude beherbergt mehrere Sammlungen, das Ägyptische Museum und Papyrussammlung sowie das Museum für Vor- und Frühgeschichte mit Objekten der Antikensammlung. So ergibt sich ein interessantes Neben- und Miteinander der Exponate: Hier wird von ägyptischen Glaubenswelten und Mythen in griechische, römische oder nordische geleitet (Ebene 0, Ebene 1) und die Entwicklung Ägyptens über 4 Jahrtausende verfolgt (Ebene 0, Ebene 1, Ebene 2). Zugleich wird die Kulturgeschichte Europas und Teilen Asiens von den römischen Anfängen bis ins Mittelalter aufgezeigt (Ebene 2), bis dann über den Schädel des Neandertalers von Le Moustier ein Sprung in die Ur- und Frühgeschichte vollzogen wird (Ebene 3). Auf diese Weise gibt es auf jeder Etage etwas Neues zu entdecken; ‚nur‘ einer Kultur oder Epoche nachzuspüren, scheint gar nicht möglich. Im Hinblick auf die griechisch-römische Antike ist Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer einer der Höhepunkte des Museums; doch weitaus mehr Besucher\*innen zieht es zu

dem Highlight des Neuen Museums und der Ägyptischen Sammlung: der Nofretete.

Wohl jede\*r kennt die weltberühmte Büste; sie steht allein in der Mitte eines großen Raumes – in dem Fotografieren strengstens verboten ist – und vermag es, ihn allein durch ihre Präsenz zu füllen. Löst man den Blick von der eindrucksvollen Büste, so entdeckt man in einer Konche des Raumes eine zweite Nofretete – aus durchgefärbtem, schwarzem Acryl und unbemalt. Darunter ein Schild in Brailleschrift. Die Nutzung von Kopien hat dabei eine lange Tradition: Bei der Eröffnung des Museums 1856 sei die gesamte erste Etage für Gipsabgüsse genutzt worden, die gleichberechtigt mit den Originalen angesehen worden seien, so Roland Wilhelm von der Gipsformerei der Staatlichen Museen zu Berlin. Doch wie ist es dazu gekommen, dass die Ägyptische Sammlung den Gipskopien eine neue Funktion als Tastmodelle gegeben hat? Impulse für den Einsatz von Kopien in der Museumsarbeit mit Sehbehinderten und Blinden seien aus München und Leipzig gekommen, so die stellvertretende Museumsdirektorin Dr. Olivia Zorn. Hier gebe es separate Räume mit Tastmodellen. 2012 habe die Ägyptische Sammlung dann

**Die doppelte Nofretete: Seit 2012 können Sehbehinderte und Blinde die berühmte Nofretete-Büste in Kopie ertasten.**



das erste Mal Tastmodelle eingesetzt, im Rahmen der Ausstellung *Im Licht von Amarna. 100 Jahre Fund der Nofretete*. Die Kopie der Nofretete sei hier noch aus Bronze gewesen; 2015 sei sie durch ein Modell aus dem Material Acrylharz ersetzt worden, einer Kombination aus flüssigem Acrylharz auf Wasserbasis und Mineralpulver, die gegenüber Berührung unempfindlicher und eigens von der Gipsformerei der Staatlichen Museen zu Berlin für diesen speziellen Zweck eingesetzt worden sei. Bezüglich der Nachfrage, ob weitere Tastmodelle geplant seien, reagierte die stellvertretende Direktorin zurückhaltend. Der Einsatz von Tastmodellen berge eine gewisse Gefahr, da für viele Museumsbesucher\*innen die Grenzen zwischen den Originalen, die nicht angefasst werden dürften, und den Tastmodellen schnell verwischen würden; einen separaten Raum für die Tastmodelle gebe es hier ja nicht. Allerdings biete die Sammlung spezielle Angebote für Sehbehinderte und Blinde an: Im Rahmen von exklusiven Führungen dürften ausgewählte Originale abgetastet werden. Zorn betonte die Wichtigkeit der Führungen über diesen Kontext hinaus; jede\*r Besucher\*in brauche zusätzliche Informationen, um sich mit einem Objekt auseinanderzusetzen.



**Das klassizistische Gebäude des Alten Museums stimmt die Besucher\*innen ideal auf die Antikensammlung ein – da fühlt sich unsere Nexus-Ausgabe gleich wie zuhause.**

Außer der Nofretete-Büste ist auch die angrenzende Bibliothek der Antike mit Textdokumenten aus vier Jahrtausenden (von 2600 v. Chr. bis ins Mittelalter) einen Besuch wert. Daneben findet sich im Neuen Museum zum Abschluss auf Ebene 3 eine Studiensammlung im Stil des 19. Jahrhunderts. Damit eröffnet sich den Besucher\*innen ein Einblick in eben die Zeit, in der das Museum errichtet worden ist. Dieses ist gewissermaßen selbst schon ein Ausstellungsstück: Im 2. Weltkrieg war es so schwer beschädigt worden, dass es in den 1980er Jahren notsaniert werden musste. Erst 2003 begann unter David Chipperfield Architects mit denkmalpflegerischer Beratung durch Julian Harrap die Restaurierung des Gebäudes, das heute aus Originalteilen und Rekonstruktionen besteht. Diese Art der Sanierung lässt sich beim Gang durch das gesamte Museum verfolgen. Im sogenannten Fragmentarium sind die Abnahmen und Bergungen zu sehen, deren Räume vollständig zerstört worden sind, sodass sie nicht haben eingebunden werden können.

Im Neuen Museum wandelt man aufgrund seiner Konzeption wortwörtlich durch die Zeit und erhält so vielfältige Einblicke und Impulse. Hierzu sollte man genug Zeit einplanen; tatsächlich brauchten wir drei Stunden, um uns einen Eindruck von der Ausstellung zu machen und alle vier Etagen zu durchlaufen. Auch hier sind die zweisprachige Beschilderung und

raumgebundenen Infozettel auf Deutsch oder Englisch positiv hervorzuheben.

Als letztes stand das Alte Museum (1823–1830 errichtet) auf dem Plan. Wie sein Name verrät, ist es das älteste Museum der Insel und ist heute ganz der Darstellung griechischer, römischer und etruskischer Kunst gewidmet. Die klassizistische Konzeption des Gebäudes von Karl Friedrich Schinkel stimmt dabei schon vorab auf die Antikensammlung ein: Hat man die Freitreppe erstiegen, betritt man eine Rotunde mit Götterstatuen, die an das römische Pantheon angelehnt ist. In den umliegenden Räumen ist griechische Kunst vom 10. bis 1. Jh. v. Chr. sowie die antike Münzsammlung ausgestellt. Jeder Raum ist einem Thema zugeordnet, z. B. Heroen, Göttern, Grabmälern, Menschenbild, Alltagsleben, Theater oder Schmuck. Besonders interessant sind die zahlreichen Gefäßdarstellungen: Auf der Sosias-Trinkschale verbindet Achill dem Patroklos den Arm, auf einer weiteren Kylix weissagt Themis dem Aigeus und auf einem Kelchkrater wird der geizige Alte der Phykenposse samt seiner Geldtruhe weggetragen. Im darüberliegenden Stockwerk findet sich etruskische und römische Kunst. Hier sind im Themenraum „Rom – Gesichter des Imperiums“ beispielsweise der sogenannte grüne Cäsar und ein Kopf der Cleopatra zu sehen. Neben einem Raum zur Villen- und Symposionskultur amüsiert vor allem der „Garten der



Lüste“. Bei den vielfältigen Erotica wie z. B. Potenzglücksbringern bleibt bei den meisten Besucher\*innen ein Schmunzeln nicht aus. Wie auch in den anderen beiden Museen finden sich zweisprachige Infozettel zum jeweiligen Raumthema und die Beschilderung erfolgt ebenfalls zweisprachig. Nach einem Besuch der drei Museen kann sich so schnell ein kleiner Stapel an Infozetteln angesammelt haben.

Das Pergamonmuseum, das Neue Museum wie auch das Alte Museum bieten Antikeninteressierten viele interessante Ausstellungsstücke und mehr als genug Anschauungsmaterial für einen Tag auf der Museumsinsel. Die Aufteilung der griechisch-römischen Antikensammlung auf die drei Häuser hat den Vorteil, dass man im fließenden Übergang die Exponate der benachbarten und verwandten Sammlungen betrachten und so seinen Horizont erweitern kann. Eine feste oder besonders sinnvolle Reihenfolge für den Besuch der drei Museen der Antikensammlung gibt es nicht. Viel wichtiger scheint es, sich genug Zeit für die einzelnen Ausstellungen zu nehmen und so auf einer eigenen Welt- und Zeitreise in die vielen dargestellten Epochen und Kulturen einzutauchen.

<sup>1</sup> Hier soll positiv hervorgehoben werden, dass das Pergamonmuseum Interessierte auf dem Blog *Museum and the City*

über den Fortgang der Restaurierung informiert und durch die Kommentarfunktion in einen direkten Dialog mit ihnen tritt; s. Taschner, Moritz; Hoffschmidt, Andreas; Lehmann, Pia; Maßmann, Wolfgang: Wo ist der Pergamonaltar?. In: Staatliche Museen zu Berlin: Museum and the City. 28.07.2015. <http://blog.smb.museum/wo-ist-der-pergamonaltaer/> (zuletzt abgerufen am 08.08.18). Zudem gibt es ein online zugängliches 3D-Modell des Altars; s. Staatliche Museen zu Berlin: Einführung. Der Pergamonaltar. <http://3d.smb.museum/pergamonaltaer/> (zuletzt abgerufen am 09.08.18).

<sup>2</sup> Zu diesem Projekt s. Museum für Islamische Kunst: Erstellung digitaler Kulturregister für Syrien. <https://www.smb.museum/museen-einrichtungen/museum-fuer-islamische-kunst/sammeln-forschen/forschung-kooperation/erstellung-digitaler-kulturregister-fuer-syrien.html> (zuletzt abgerufen am 02.08.18).

<sup>3</sup> Zu diesem Projekt s. Museum für Islamische Kunst: Multaka: Treffpunkt Museum – Geflüchtete als Guides in Berliner Museen. Ein Kooperationsprojekt zwischen dem Museum für Islamische Kunst, dem Vorderasiatischen Museum, der Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst und dem Deutschen Historischen Museum. <https://www.smb.museum/museen-und-einrichtungen/museum-fuer-islamische-kunst/sammeln-forschen/forschung-kooperation/multaka-treffpunkt-museum-gefluechtete-als-guides-in-berliner-museen.html> (zuletzt abgerufen am 02.08.18).

## Texterschließungsmethoden in Theorie und Praxis – Eine empirische Untersuchung

EIN ABSTRACT VON CAROLINE WAHL

**L**ateinunterricht ist Übersetzungsunterricht. Das Übersetzen ist das ihn prägende Merkmal. Es nimmt den größten Raum des Unterrichts ein und bildet sein Zentrum<sup>1</sup>. In folgender Hinsicht sind sich WissenschaftlerInnen, DidaktikerInnen sowie LehrerInnen (LuL) in Bezug auf das Lateinische einig: Das Erschließen und Übersetzen von lateinischen Texten nimmt den größten Stellenwert im Lateinunterricht (LU) ein. Das Übersetzen ist eine Leistung, die hohe kognitive Anforderungen an die SchülerInnen (SuS) richtet. Um Übersetzungsdefiziten entgegenzuwirken, gibt es verschiedene Texterschließungsmethoden (TEM), die die SuS zu einer routinierten Erschließung und Übersetzung führen sollen.

Zum Thema Verstehen und Übersetzung gibt es zwei Studien, die von Eikeboom<sup>2</sup> (1970) und Lena Florian<sup>3</sup>

(2015 und 2017) veröffentlicht wurden. Die Effektivität von TEM dagegen ist bislang nicht erforscht worden. Um diesen bisher vernachlässigten Aspekt näher zu untersuchen, durfte ich mich in meiner Masterarbeit, die in dem folgenden Artikel beschrieben wird, unter der Betreuung von Dr. Stephanie Natzel-Glei mit der Verwendung von TEM in der Theorie und Praxis beschäftigen.

### 1. Theoretischer Hintergrund

Bereits vor dem zweiten Weltkrieg leugnete niemand die Bedeutung des Übersetzens im LU. Dabei steht damals wie heute die Frage nach einer erfolgsversprechenden TEM im Fokus<sup>4</sup>. Bereits 1882 setzte sich Julius Rothfuchs, Provinzialschulrat in Münster, dafür ein, dass die Konstruktionsmethode als TEM im LU verbindlich gelehrt werden sollte. Die durch die Kritik an der Konstruktionsmethode entfachte Diskussion

um das richtige Verfahren führte im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Entwicklung vieler Techniken.

Aus den differenzierten TEM haben sich im Kernlehrplan (KLP) und in den Richtlinien für den LU bestimmte Techniken etabliert, die im Unterricht thematisiert werden und die Methodenkompetenz bei den SuS aufbauen sollen. Es werden im KLP sowohl analytische Methoden als auch Techniken zur Visualisierung der syntaktischen und semantischen Struktur eines Übersetzungstextes thematisiert.<sup>5</sup> Anhand der aufgeführten TEM wird deutlich, dass den SuS eine Methodenvielfalt geboten werden soll, da nicht jeder Schüler/ jede Schülerin die gleiche Technik präferiert.

So definiert auch Kuhlmann (2012) in seiner „Fachdidaktik kompakt“<sup>6</sup> mehrere TEM und vertritt die Ansicht, dass die Rücksichtnahme auf die SuS und die Methodenvielfalt bei der Anwendung von TEM im Vordergrund stehen. Zudem sei auch die selbstständige Umsetzung im Unterricht wichtig. Doch wie erfasst man, ob TEM schülerorientiert und eigenständig durchführbar sind? Eine derartige Frage wird am besten den Personen gestellt, die diese Methoden bei der Erstellung einer Übersetzung anwenden, und denjenigen, die den Lernstand der SuS gut kennen.

### 2. Forschungsfragen

Es standen bei der empirischen Untersuchung folgende Forschungsfragen im Vordergrund:

1. Welche Verfahren thematisieren die LuL?

2. Welche Verfahren präferieren die LuL?

3. Wie gehen die SuS beim Erstellen einer Übersetzung vor? Übersetzen sie bereits mithilfe einer Methode?

4. Welches Verfahren präferieren die SuS?

5. Können sich die SuS vorstellen, TEM in Zukunft verstärkt anzuwenden?

### 3. Forschungsdesign

Es handelt sich bei der durchgeführten Studie um eine Querschnittsstudie. Wie die Forschungsfragen andeuten, lässt sich die Studie in zwei Untersuchungen gliedern.

Bei den LuL wurde eine qualitative und quantitative Befragung unternommen, wobei der Gegenstand dieser ersten Untersuchung die Verwendung von TEM war. Der Fragebogen beinhaltet fünf Items aus geschlossenen, halboffenen sowie offenen Fragen, die die Variablen Schulform, Lehrwerk, angewendete und

präferierte Methoden zur Dekodierung sowie zeitliche Rahmen der Thematisierung umfassen. Die Befragung der LuL stellt eine explorative Untersuchung dar, bei der erste Tendenzen in Bezug auf Dekodierungsmethoden auf Seiten der LuL festgestellt werden sollten. Bei der Untersuchung handelt es sich um eine nicht-experimentelle Untersuchung, da die LuL der untersuchten Klassen als Probanden fungierten.

Die SuS wurden im Rahmen einer Doppelstunde (90 Min.) mit verschiedenen TEM konfrontiert. Durchgeführt wurde die Studie zur Gewährleistung der Durchführungsobjektivität der von einem objektiven Projektleiter, der die SuS nicht kannte. Die SuS erhielten zu Beginn der Doppelstunde einen Laufzettel, der in drei Teile gegliedert war: Er umfasste einen Pretest (vier Items), um erste Eindrücke und das Vorwissen der SuS in Bezug auf TEM zu erheben, eine Durchführung zur Konfrontation und Anwendung dieser (drei Items) und einen Nachtest (vier Items), der die SuS zur Reflexion ermutigen und Unterschiede zwischen Pre- und Nachtest aufzeigen sollte. Bei der Durchführung sollten die SuS einen dreigeteilten lateinischen Text, der 50-60 Wörter umfasste, mithilfe von drei durch den Projektleiter ausgewählten TEM (Pendelmethode, Konstruktionsmethode, gedankliches und inhaltliches Analysieren) übersetzen. Vor der Übersetzung wurden die SuS thematisch in den lateinischen Text eingeführt. Nachdem die Durchführung beendet worden war, wurde der zu übersetzende Text mit den SuS kontrolliert. Anschließend fand eine Reflexionsphase statt, in der die SuS auf ihrem Laufzettel die Fragen zum Nachtest beantworten sollten.

### 4. Stichprobe

Die Studie wurde an acht Schulen in insgesamt vierzehn Klassen mit  $N_{\text{gesamt}} = 243$  SuS durchgeführt. Von den 234 SuS befanden sich 73 SuS in der Lektürephase (Missing Datas<sup>Lektüre</sup> = 9 SuS (12,33%)) und 170 SuS in der Lehrbuchphase (Missing Datas<sup>Lehrwerk</sup> = 51 SuS (30%)). Hinsichtlich des Einsatzes und der Präferenz von TEM wurden insgesamt 12 LuL befragt, wobei ein Missing Data vorhanden war.

### 5. Ergebnisse

1. Welche Verfahren thematisieren die LuL?

2. Welche Verfahren präferieren die LuL?

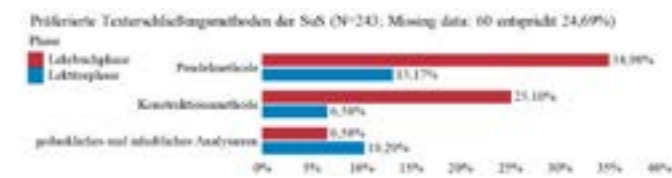
Bei den eingesetzten Dekodierungsmethoden ist erkennbar, dass die Konstruktionsmethode von 76,92% der LuL thematisiert und von 53,83% der LuL im Unterricht präferiert behandelt wird. Damit ist die Konstruktionsmethode bei den LuL die Beliebteste.

3. Wie gehen die SuS beim Erstellen einer Übersetzung vor? Übersetzen sie bereits mithilfe einer Methode?



Es zeigten sich verschiedene Übersetzungstypen. Auch hier erschließen die SuS einen lateinischen Text mit der Konstruktionsmethode (24,69%) der SuS führen kein routiniertes Verfahren durch.

4. Welches Verfahren präferieren die SuS?



Der Nachtest ergab, dass die Pendelmethode von den meisten SuS sowohl in der Lehrbuch- als auch in der Lektürepräferenzphase präferiert wird.

5. Können sich die SuS vorstellen, Texterschließungsverfahren in Zukunft verstärkt anzuwenden?



Die SuS beantworten die Frage für beide Phasen (De- und Rekodierung) mehrheitlich positiv.

6. Diskussion

Die Befragung der LuL belegte, dass sie sich nicht an die Vorgaben des KLP halten. Obwohl sie mehr TEM, die sie im LU einsetzen, angeben durften, führten sie nicht mehr als vier Methoden auf. Manche von ihnen beharrten sogar nur auf eine TEM, die sie mit ihren SuS thematisieren. Auch wenn die Befragung der LuL eine explorative Untersuchung ist, kann angenommen werden, dass bei einer größeren Befragung mit mehr Testpersonen das gleiche Ergebnis entstünde. Dies wird durch die Ansichten der FachdidaktikerInnen

plausibilisiert<sup>7</sup>: Aufgrund der ausführlichen und detaillierten Wiederholung syntaktischer und grammatikalischer Elemente bei der Benutzung der Konstruktionsmethode wird vermutlich diese den anderen Verfahren vorgezogen, da die Lehrenden dadurch überprüfen können, ob der Stoff verstanden wurde.

*„Die meisten SuS präferieren die Pendelmethode. Diese beanspruche nicht so viel Zeit und beachte die Anordnung der Wörter.“*

Ebendies sehen die SuS jedoch als Nachteil an, die hervorheben, dass – wie ein Schüler/eine Schülerin erläutert – „man Latein gut können“ muss. Die SuS stellen fest, dass die Satzglieder genau bestimmt werden müssen, dies jedoch besonders den Leistungsschwachen schwerfallen könnte. Gleichzeitig geben sie an, dass die Methode sehr zeitaufwendig ist, da die SuS aufgrund der hohen kognitiven Anforderung viel Zeit investieren müssen, um die Satzglieder zu bestimmen. Andere SuS sehen dies nicht so und geben an, dass gerade das sorgfältige Bestimmen der Satzglieder ihnen beim Übersetzen hilft. Bei letzteren SuS kann angenommen werden, dass sie zu den leistungsstärkeren Lernenden zählen, da sie die Formen von Substantiven, Verben etc. beherrschen. Die meisten SuS präferieren die Pendelmethode. Diese beanspruche nicht so viel Zeit und beachte die Anordnung der Wörter. Dass die Pendelmethode das von den drei vorgestellten Verfahren beliebteste ist, ist dadurch zu begründen, dass sie sich dem Sprachgebrauch der SuS anpasst. Allerdings müssen auch hier die lateinischen Wörter/Wortblöcke an Kasus, Numerus und Tempus orientiert übersetzt werden. Wie bereits Kuhlmann feststellt, machen die SuS dabei viele Fehler.<sup>8</sup> Das könnte auch der Grund dafür sein, dass die LuL sie zwar einsetzen, aber nicht präferieren: Denn Schnelligkeit, die für viele der Lernenden das Ausschlusskriterium ist, führt nicht immer zu einer angemessenen Übersetzung.

Aufgrund des hohen Zeitaufwands wird das gedankliche und inhaltliche Analysieren von wenigen SuS präferiert. Die SuS finden insgesamt zu fast jeder Methode Vor- und Nachteile. Daraus ist zu schließen, dass eine optimale Dekodierungstechnik in der Wahrnehmung der SuS nicht existiert. Lernende wie auch Lehrende haben mit den Techniken unterschiedliche Erfahrungen gemacht und Meinungen und Präferenzen gebildet. Aber mithilfe der Berücksichtigung verschiedener TEM können die Lernenden zum Ziel kommen. Bereits einige der SuS stellen fest, dass nicht jedes Verfahren für jeden Schüler/jede Schülerin gleich gut anwendbar ist: „Bestimmt ist eine Methode sinnvoll, da es immer schwierig ist andere Sprachen genau zu übersetzen. Es kommt natürlich auf die Methode an und

wie man selber mit der Methode klar kommt“<sup>9</sup>. Auch Florian ist der Ansicht, dass die Lernenden „ein breites Repertoire an Methoden und Werkzeugen [benötigen], um je nach Art eines Übersetzungsproblems das passende Lösungswerkzeug parat zu haben.“<sup>10</sup>.

Jeder Schüler/jede Schülerin besitzt ein anderes Vorgehen, einen lateinischen Text zu übersetzen, benötigt jedoch zunächst eine geeignete Grundlage. Voraussetzung für den Einsatz von Dekodierungstechniken sind Grammatik- und Vokabelkenntnisse. Ohne diese ist es für die SuS schwierig, die drei getesteten Methoden anzuwenden. Dies ist ein großer Nachteil, da es viele leistungsschwache SuS gibt, die aufgrund mangelnder Grammatik- und Vokabelkenntnisse keine angemessene Dekodierung und Rekodierung leisten können. Sie befinden sich in einem Teufelskreis, aus dem sie nur schwer wieder herauskommen. Florian (2017) stellt hierzu fest, dass dieser Mangel durch das Textverständnis ausgeglichen werden kann<sup>11</sup>. Daher ist es wichtig, vor phrastischen Dekodierungsverfahren, die den Inhalt kaum berücksichtigen, Aufgaben zu lösen, die eine inhaltliche Erschließung gewährleisten. Auch wenn nicht jeder Schüler/jede Schülerin hierdurch seine/ihre mangelnden Wissensbestände kompensieren kann, bietet dieses Vorgehen den leistungsschwächeren SuS eine Möglichkeit, ihre mangelnden Vokabel- und Grammatikkenntnisse auszugleichen.

7. Limitierung

Die Ergebnisse der Studie in Bezug auf die Befragung der LuL sind explorativ. Sie sollen Hypothesen aufwerfen, um weitere Forschungsfragen zu formulieren und zu folgenden Untersuchungen zu ermuntern. Um signifikante Ergebnisse zu erzielen, wäre es sinnvoll, eine größere Zahl von LuL zu befragen. Zudem beinhaltet das Forschungsdesign bei der Befragung der LuL (nicht-experimentelle Untersuchung) verschiedene Fehlerquellen, die durch eine experimentelle Befragung vermindert werden könnten. Eine experimentelle Studie, die in diesem Rahmen nicht möglich war, ermöglicht beispielsweise eine höhere interne Validität und Reliabilität als die hier unternommene Befragung.

Zudem hätte die hier durchgeführte quasi-experimentelle Untersuchung personenbezogene Störvariablen durch eine Randomisierung minimieren können, indem man anhand von Kriterien wie Leistung, Motivation etc. die Schulklasse in zwei Gruppen getrennt hätte. Andererseits wäre eine Trennung der Gruppe nicht sinnvoll gewesen, da TEM von jedem Schüler/jeder Schülerin verwendet werden sollten, um ihn/sie beim Erschließungsprozess eines Textes zu unterstützen. Zudem handelt es sich bei der durchgeführten Untersuchung um eine Klumpenstichprobe.

Abgesehen von diesen Punkten konnten trotz der vielen verschiedenen TEM lediglich drei bei den SuS vorgestellt werden. Demnach wäre es wichtig, hier anzuknüpfen, um weitere Untersuchungen zu unternehmen.

Insgesamt ist zu erkennen, dass das Feld der Dekodierung und der Rekodierung immer noch viele Fragen offenlässt: Um diese zu lösen und das Fach Latein schülerorientierter zu gestalten, muss zur Durchführung weiterer Untersuchungen ermuntert werden.

Da die Diagramme leider nur als Rastergraphiken exportiert werden konnten, ist die Darstellung in diesem Artikel nicht optimal. Bei Interesse an den Originalgraphiken werden Ihnen diese gerne zur Verfügung gestellt. ([caroline.wahl\[at\]rub.de](mailto:caroline.wahl[at]rub.de))

- 1 Utz, Clemens: Buchners Praxisbuch des Übersetzens. Bamberg 2016. S. 5.
- 2 Vgl. Eikeboom, Rogier: Rationales Lateinlernen. Göttingen 1970xx.
- 3 Vgl. Florian, Lena: Heimliche Strategien. Wie übersetzen Schülerinnen und Schüler. Göttingen 2015; Florian, Lena: So übersetzen Schüler wirklich. Göttingen 2017, fortan zitiert als Florian 2017; Florian, Lena: Wie übersetzen Schülerinnen und Schüler. in: Nexus 6, WiSe 17/18. S. 37-40.
- 4 Vgl. Kipf, Stefan: Historia magistra scholae? Historische Bildungsforschung als Aufgabe altsprachlicher Didaktik am Beispiel der Texterschließung. in: Pegasus-Onlinezeitschrift 1 (2009).
- 5 Vgl. Ministerium für Schule und Weiterbildung: Kernlehrplan für die Sekundarstufe II Gymnasium / Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen. Lateinisch. Düsseldorf 2013. Fortan zitiert als KLP. Sek. II. S. 26.
- 6 Vgl. Kuhlmann, Peter. Fachdidaktik kompakt. Göttingen 2012. S. 101ff. fortan zitiert als Kuhlmann 2012.
- 7 Vgl. Kuhlmann 2012, S. 102.
- 8 Vgl. ebd. S. 107f.
- 9 Es handelt sich im Text um schriftliche Aussagen der SuS, bei denen nicht auf Fehler geachtet wurde.
- 10 Florian 2017. S. 133.
- 11 Vgl. Ebd. S. 55f.

## Latein ist tot, lang lebe Latein! – Der *Teachers' Day* an der RUB

EIN BERICHT VON FELINE ESPE UND JULIAN KASPER

**A**m 24.2.2018 fand zum ersten Mal an der RUB der *Teachers' Day* statt, an dem sich die verschiedenen lehramtsspezifischen Fächer den neugierigen Lehrer\*innen präsentieren konnten. Selbstverständlich war auch das Fach Latein von Studierenden sowohl des Master of Education als auch des Master of Arts unter der Leitung von Stephanie Natzel-Glei und Reinhold F. Glei vertreten. So entstand ein reger Austausch zwischen den Studierenden und Dozierenden der Universität auf der einen Seite und den Fachkräften aus den Schulen auf der anderen über das Unterrichtsfach Latein.

Nach einer allgemeinen Einführung und Begrüßung der Lehrkräfte konnten sich diese anschließend an den zahlreichen Ständen auf dem sogenannten „Markt der Möglichkeiten“ mit den didaktischen Anregungen der einzelnen Fächer auseinandersetzen. Es strömten Lehrkräfte nicht nur des Faches Latein, sondern auch fachfremde zu unse-



Engagierte Studierende beim *Teachers' Day*  
(v.l. Laura Brüggling, Marius De Byl, Julian Kasper, Feline Espe,  
Katrin Grothus, Niklas Gutt und Mirka Philipps)

rem Stand, um sich über die von den Studierenden entworfenen Poster zu informieren. Zentrales Thema der Poster war dabei „Pons Latinus - Latein als Brückensprache“. Unter diesem Konzept ist zu verstehen, dass Latein, dessen Legitimation als Schulfach oft in der Kritik steht, nicht nur für die Beschäftigung mit der antiken Kultur und Sprache steht, sondern gewissermaßen als neutrale (neutral, weil es niemandes Muttersprache ist) Reflexionsbasis zum Sprachvergleich genutzt werden kann. Ziel sollte ein sprachsensibler Lateinunterricht sein, in dem insbesondere Schüler\*innen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist, gefördert werden können. Diesem Themenkomplex waren folgende spezifische Schwerpunkte zugeordnet:<sup>1</sup> Pons Latinus auf dem „Wrong Planet“ und Latein als Brückensprache für den Englisch-Unterricht. Das erste Projekt, konzipiert von Lisa Mertens, beschäftigt sich damit, wie inklusiver Lateinunterricht für Schüler\*innen mit „Autismus-Spektrum-Störung“ gestaltet werden kann.

Das letztere Projekt von Dennis Schmidt verweist auf die Vorteile, welche eine Verzahnung von Latein und Englisch mit sich bringen kann. Ferner gab es ein Poster zu Texterschließungsmethoden im Lateinunterricht, welches auf den empiriegestützten Ergebnissen der Masterarbeit von Caroline Wahl fußt.

Neben den didaktischen Anregungen gab es zudem für die Lehrkräfte auch interessante Ergebnisse aus der Ovid-Forschung. Studierende machten sich gemeinsam mit Reinhold F. Glei in einem Workshop Gedanken darüber, was Ovids Ehefrau, deren Name nicht bekannt ist, ihrem im Exil lebenden Mann geschrieben haben könnte.<sup>2</sup> Am Nachmittag fand ein Vortrag von Reinhold F. Glei und Mirka Philipps mit anschließender Diskussion zu einer ‚typisch lateinischen‘ Konstruktion, dem *Ablativus absolutus*, statt. Vorgestellt wurden zum einen theoretische Überlegungen, zum anderen Corpusanalysen, die den Gebrauch des *Ablativus absolutus* bei

verschiedenen Autoren der klassischen Zeit, u. a. Caesar und Cicero, in den Blick nehmen. Daran schloss sich ein Gallery-Walk an, in dem Stephanie Natzel-Glei und M.Ed.-Studierende ihre Untersuchungsergebnisse zur Einführung des *Ablativus absolutus* in ausgewählten Lehrwerken präsentierten.

Auf diese Weise wurde den Lehrkräften ein vielfältiges Angebot präsentiert, das als Kommunikationsanlass zwischen universitärer Forschung und schulischer Praxis einlud.

<sup>1</sup> Einige der Poster sind als Pdf-Datei auf der Homepage von Frau Dr. Natzel-Glei verfügbar: <https://www.ruhr-uni-bochum.de/klass-phil/homepages/hpNatzelGlei.htm>.

<sup>2</sup> Zum Werdegang dieses Schaffensprozesses ist bereits ein Artikel in der *Nexus*-Ausgabe WiSe 17/18 erschienen.

## Reinhold F. Glei & Mirka Philipps: Abschied vom *Ablativus absolutus*?

### Theoretische Überlegungen und Corpusanalysen zu einer „typisch lateinischen“ Konstruktion

EIN VORTRAGSBERICHT VON MARIE FÖLLEN

**G**ab es in der Antike „Trendsetter“? Personen also, die einen bestimmten Stil prägten? Für materielle Dinge ist dies anhand von Artefakten gut untersuchbar, doch wie steht es mit Trends, die sich zum Teil auf immaterieller Ebene wie der Sprachentwicklung ausbildeten, die zwar in ihren Ergebnissen, schwieriger jedoch in ihren Entstehungshintergründen untersucht werden können? Ein besonders prägnantes Beispiel für den Einsatz einer bestimmten grammatischen Konstruktion und damit eines bestimmten Stils scheint Caesar mit seinem Gebrauch des *Ablativus absolutus* zu sein. Aber sind die Entwicklung einer bestimmten Stilistik und deren Nachahmung für bestimmte Autoren tatsächlich nachweisbar? Dieser Frage nahmen sich Prof. Dr. Reinhold F. Glei und Mirka Philipps an, indem sie umfangreiche, vergleichende Corpusanalysen durchführten, deren Ergebnisse sie im Rahmen eines Vortrages am *Teachers' Day* (24.02.2018) der Ruhr-Universität präsentierten. Der erste Teil beschäftigte sich dabei mit den definitiven und etymologischen Hintergründen der Konstruktion, die dann in einem zweiten Teil um statistische Analyseergebnisse zur Entwicklung des Einsatzes der Konstruktion ergänzt wurden.

Um den *Ablativus absolutus* als Konstruktion vor allem in der Wahrnehmung seiner antiken „Nutzer“ zu verstehen, erfolgte zunächst eine Untersuchung auf definitivisch-etymologischer Ebene. Dabei stellte sich heraus, dass die technischen Begriffe etymologisch nicht (immer) gerechtfertigt sind. Vielmehr hätten die antiken Grammatiker aus systematischen Gründen das Phänomen bewusst zu anderen *Ablativi* abgegrenzt, indem sie meist einen neuen, weiteren Fall (7./8. Kasus, verschieden definiert) dafür geschaffen hätten.

Als Definition aus verschiedenen Quellen wie Diomedes und Priscian konnte festgehalten werden, dass es sich beim *Ablativus absolutus* um eine elliptische Konstruktion handele, da der logische Zusammenhang mit dem Hauptsatz noch durch

inhaltliches Hintergrundwissen vom Leser hergestellt werden müsse. Er sei eine satzwertige Konstruktion, die nicht einer der anderen Ablativfunktion entspreche, die ohne Präposition stehe und aus zwei kongruenten *Ablativi* bestehe. Er beschreibe eine scheinbar distanziert ablaufende Hintergrundhandlung. Die technische Bezeichnung „absolut“ sei dabei jedoch irreführend, vielmehr bestehe nur „scheinbare Absolutheit“, da sich inhaltlich immer ein bestimmter Bezug herstellen lasse. Es handele sich eher um eine elliptische Auslassung von Inhalten, die dem antiken Leser vermutlich klar gewesen seien und daher nur einer indirekten Anspielung bedürft hätten.

Im nun folgenden statistischen Teil wurden die Ergebnisse von Corpusanalysen unter anderem aus Ovids *Metamorphosen* von Mirka Philipps vorgestellt, die deutlich zeigten, dass während der literarischen Tätigkeit Caesars ein regelrechter „Boom“ des *Ablativus absolutus* einsetzte, während die Konstruktion davor, beispielsweise bei Plautus mit 5-6 *Ablativi absoluti* auf 10.000 Wörter, kaum Verwendung fand. Zwar habe nach Caesar eine Verwendung nicht in demselben Maß wie zu Caesars Zeit stattgefunden, sie sei allerdings signifikant höher als vor Caesars Werken, so beispielsweise bei Livius mit 67 *Ablativi absoluti* oder in Ovids *Metamorphosen* mit 43 *Ablativi absoluti* auf 10.000 Wörter.

Damit schien die Vermutung, die den Anlass für die Corpusanalysen gebildet habe, bestärkt, dass Caesar ein entscheidender „Trendsetter“ für die Verwendung des *Ablativus absolutus* gewesen sei. Die Frage, ob die Verwendung durch Caesar der entscheidende Faktor für die Verbreitung des *Ablativus absolutus* gewesen ist und eine bewusste Nachahmung dieses Stils bestanden hat, gibt Anlass für weitere philologische und corpusanalytische Untersuchungen, die den vermuteten Zusammenhängen zwischen Autoren und literarischen „Trends“ neben stilistischen Überlegungen eine datenbasierte, fundierte Grundlage bieten können. Ausführlich können die Ergebnisse des Projektes im *Forum Classicum* 3/2018 nachgelesen werden.

## Der kontraktualistische Ansatz in der *libertas*-Vorstellung des Livius

### Eine staatsphilosophische Deutung des Beginns des zweiten Buches (II,1)

#### von Livius' *Ab urbe condita*

EINE VORTRAGSVERSCHRIFTLICHUNG VON LARA NOWAK

**D**as diesjährige *Certamen Carolinum* bot mir als altsprachlich interessierte Schülerin des Görres-Gymnasiums Düsseldorf in seiner letzten Runde die Möglichkeit einer stärker wissenschaftlichen Beschäftigung mit einem selbst ausgewählten Textausschnitt. Meine Teilnahme unter Herrn Dr. Hamm nahm ich zum Anlass, um über den Tellerrand hinaus zu blicken und ein so weit gefasstes geschichtliches, philosophisches und politisches Phänomen wie die *libertas* über verschiedene Zeitalter hinweg zu betrachten. Im Kontext der politischen Freiheit habe ich mich besonders auf die Theorie des Kontraktualismus konzentriert. Im Wesentlichen besteht ihr Gehalt in der Übertragung individueller Freiheitsrechte als Gegenleistung einer gemeinschaftlichen Absicherung vor dem Missbrauch staatlich gewährter Vollmachten: Alles wird in einem Gesellschaftsvertrag geregelt.

Die Erkenntnis, dass dieses Bedürfnis der Absicherung bereits bei Livius in seiner Beschreibung der konstitutionellen Vorgänge besteht, welche sich im Übergang vom Königtum zur *libera res publica* vollziehen, führten mich auch zu Entsprechungen mit der Kontraktualismus-Theorie des englischen Philosophen John Locke und der zeitgenössischen Perspektive des ehemaligen Verfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde. Haben die Ideen des antiken Geschichtsschreibers selbst heute – vor dem Hintergrund eines umfassenden Katalogs der Grundrechte und der (nahezu) völligen Aufhebung jeglicher Standesschranken – noch Relevanz?

„Wer heute danach fragt, was unsere Gesellschaft ausmacht, was sie prägt und ihr Gestalt verleiht, wird auf diese drei Wesensmerkmale stoßen: Freiheit, Verantwortung und Toleranz“.<sup>1</sup>

Freiheit lässt sich allgemein in zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Konzepte unterteilen: Die *passive* Freiheit *von* – als Schutz vor willkürlicher Einflussnahme auf die Rechte des Einzelnen – und die *aktive* Freiheit, d. h. die Möglichkeit, zu politischen Fragen Stellung beziehen zu können und dementsprechend zu

handeln. Die im vorhergehenden Zitat von Joachim Gauck, dem ehemaligen Bundespräsidenten, enthaltene Stellungnahme zu den Idealen heutiger Demokratie in Deutschland sieht die Freiheit in ihrer politischen Pflicht. In einer Demokratie ist die Beteiligung der in ihr lebenden BürgerInnen an den Entscheidungen, die im Sinne der Mehrheit getroffen werden sollen, unerlässlich. Folglich ist auch eine gewisse Mündigkeit der zur Partizipation Berechtigten unumgänglich. Aus der Gewährleistung individueller Freiheitsrechte von Seiten des Staates (Art. 2 GG) resultiert nicht zwangsläufig dieselbe uneingeschränkte Ausübung dieser in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen. Vielmehr ist gerade ein verantwortlicher Umgang mit den gewährten Vollmachten von Nöten, der die eigenen Mitbürger gedanklich miteinbezieht und ihre Rechte und Bedürfnisse toleriert.

Livius vermittelt uns (s)ein römisches Verständnis von der Bedeutung der Freiheit und den erforderlichen Zugeständnissen zu ihren Gunsten, wenn er die Grundsteinlegung der Freiheit in der neu etablierten *libera res publica* schildert. Dadurch, dass er die epochenprägenden Ereignisse des Jahres 509 v. Chr.<sup>2</sup> rückblickend charakterisiert, gewinnt der heutige Leser ebenfalls eine Vorstellung von der im frühen Prinzipat typischen Freiheit, denn Livius lässt seine Erfahrungen als Zeitzeuge der augusteischen *libertas* in sein von *exempla* bestimmtes Werk mit einfließen.

Ebenso wie die antiken prägen auch (früh-)neuzeitliche Theorien zur Vereinbarkeit der Agenda des Staates in ihrem allgemeinen Interesse mit den Persönlichkeitsrechten des Individuums unser heutiges Verständnis von Freiheit. Unter anderem das England des 17. Jahrhunderts spielt mit dem Kontraktualismus, der Theorie eines Gesellschaftsvertrags, eine bedeutende Rolle.

Im 21. Jahrhundert schließlich ist das deutsche Verständnis der Freiheit seiner BürgerInnen gerade durch die Weltkriege und den Nationalsozialismus vorbelastet. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Themenbereiche wie staatliche Kontrolle, zugleich aber auch politische Mündigkeit immer noch – und durch die

wiedererstarke Popularität autokratischer Herrschaftsformen erneut – eine bedeutende Rolle in den politischen Kontroversen des aktuellen Tagesgeschehens spielen. Schlussendlich wird der Balanceakt zwischen der individuellen Ausprägung der Freiheit und der Notwendigkeit staatlicher Intervention jedoch vor allem auf der Ebene der Legislative verhandelt: Es lässt sich eine verlässliche Definition der Freiheit, wie sie sich in ihrer derzeitigen Ausprägung zeigt, ableiten. Eine oft zu beobachtende Gemeinsamkeit dieses Konstruktes von Freiheit der Antike, der frühen Neuzeit und der Gegenwart besteht nun eben hierin: Zum verantwortlichen Umgang mit politischer Freiheit bedarf es der Stellvertretung des Staates als Garant des Allgemeinwohls, wobei die politische Partizipation des Einzelnen immer auch dessen Mündigkeit voraussetzt. Um die Einhaltung dieser Übereinkunft aller Mitglieder einer Gemeinschaft sicherzustellen, wird ein – wie auch immer gearteter – Vertrag über die Rechte und Pflichten des Einzelnen und seiner Repräsentativen von staatlicher Seite aus geschlossen.

Dass der antike Geschichtsschreiber Livius, der frühneuzeitliche Philosoph John Locke und der zeitgenössische Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde in einer solchen kontraktualistischen Perspektive übereinkommen, habe ich in meinem Vortrag zum *Certamen Carolinum* zu zeigen versucht und mit Hinblick auf den historisch-politischen Kontext verglichen.

Während Livius in Buch I der *Ab urbe condita* sein Konzept einer ethischen, erzieherischen Geschichtsschreibung anhand der angeführten *exempla* zu erkennen gibt, wird die *libertas* in II, 1, der „heimlichen“ *praefatio* des zweiten Buches, erstmals zum erklärten Leitmotiv der Beschreibung der Vorgänge in der *res publica* des römischen Volkes. Seine geradezu staatsphilosophische Betrachtung der notwendigen Ausgestaltung der Freiheit und der dazu erforderlichen historischen Konditionen wird unmittelbar mit dem ersten Wort des zweiten Buches (*liberi [...] populi*; II, 1, 1) deutlich. Das dem römischen Volk durch seine Befreiung nun anhaftende Attribut markiert den klaren Übergang von der Königszeit zur republikanischen Verfassung. Daraus ergibt sich, dass Livius gerade die *libertas* als zentrales Element des Folgenden ansieht und die neue Staatsordnung für ihn untrennbar mit dieser *libertas* verbunden scheint. Brutus nimmt nach der Vertreibung des tyrannischen Herrschers Tarquinius Superbus (*Brutus idem qui tantum gloriae superbo exacto rege meruit*; II, 1, 3) die Rolle des Mittlers zwischen Volk und Senat ein. Indem er den römischen Bürgern einen Schwur abnimmt, welcher sie ihrer neuen Freiheit gegenüber verpflichtet, schafft er die konstitutionellen Voraussetzungen für die *libera res publica* und schließt damit

gleichsam den ersten bindenden Vertrag ab, der alle Mitglieder des Volkes miteinbezieht (*Brutus [...] populum [...] iure iurando adegit neminem Romae passuros regnare*; II, 1, 9): Der erste Gesellschaftsvertrag der römischen Geschichte. Während die Kontraktualisten der frühen Neuzeit sich vielfach auf die natürlichen Rechte des Individuums berufen – die dieses Individuum dann einem politischen Stellvertreter überträgt, um die Interessen aller in Einklang zu bringen –, setzt Livius eine spezifischere Bedingung voraus. Die *libertas* könne laut ihm erst als Frucht der Erziehung des Volkes in ihrer Reife genossen werden (*eoque [imperioque] – Anm. d. Verf.] nutriendo perduxit ut bonam frugem libertatis maturis iam viribus ferre possent*; II, 1, 6) und dürfe nicht übereilt erzwungen werden (*liberta[s] immatur[a]*; II, 1, 3). Durch die gemeinschaftliche Übereinkunft (*pignera coniugum ac liberorum caritasque ipsius soli [...] animos eorum consoci[erant]*; II, 1, 5) und was – in heutiger Terminologie – als „Mündigkeit“ gilt, seien die Voraussetzungen für den Erfolg des freiheitliche(re)n Systems geschaffen.

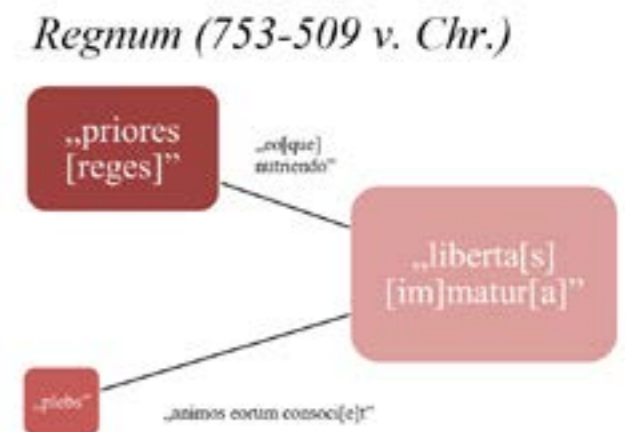


Abb. 1: Die römischen Könige – Unterricht in Sachen Freiheit

Livius sieht lediglich die „Tyrannis“<sup>3</sup> des hochmütigen Tarquinius (*qui neque populi iussu neque auctoribus patribus regna[bat]*; I, 49, 3) als negatives Exempel autokratischer Herrschaft. Dass er die Königsherrschaft nicht grundsätzlich verdammt (*prios [reges] – Anm. d. Verf.] ita regnarunt ut haud immerito omnes deinceps conditores partium certe urbis [...] numerentur*; II, 1, 2), lässt sich an den konstitutionellen Parallelen beobachten, die er ausgehend von [*o]mnia iura, omnia insignia* (II, 1, 8) zieht. Denn den Konsuln fallen dieselben Machtbefugnisse zu wie einem Alleinherrscher – mit dem entscheidenden Unterschied ihrer zeitlichen Begrenzung (*annuum imperium consulare*; II, 1, 7) und der gegenseitigen Kontrolle dieser Exekutive (*id modo cautum est ne, si ambo fasces haberent, duplicatus terror videretur*; II, 1, 8). Das Volk ist insofern an der

Gesetzgebung beteiligt, als dass mit dem Einsetzen der Republik auch Mitglieder des adeligen Ritterstandes in den Senat einzogen (*primor[es] equestr[i] gradus lect[i]*; II, 1, 10). Dadurch konnte die *concordi[a]* (II, 1, 11) und das *ius* auch staatlich realisiert werden (*imperioque legum potentiora quam hominum*; II, 1, 1).

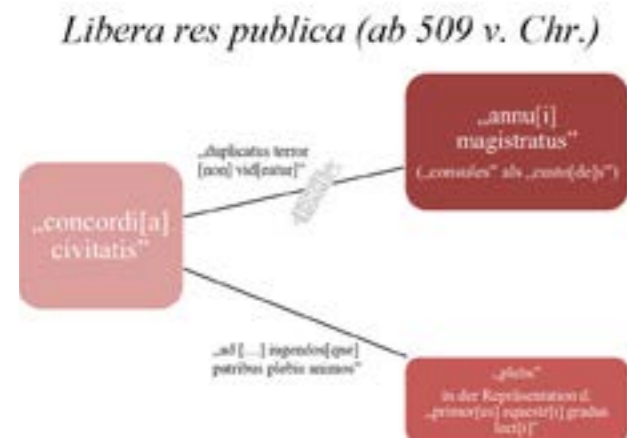


Abb. 2: Die römische Republik – Freiheitserlangung und -ausgestaltung

Um die Voraussetzungen für einen systematischen Vergleich der Gedanken des Livius zur Staatsneugründung – denn als eben diese stilisiert der Autor die *libera res publica*<sup>4</sup> – mit denen (früh-)neuzeitlichen Ideenguts zu schaffen, müssen die gesellschaftlichen Konventionen der römischen Kultur in die Betrachtung mit einfließen. So vertritt Livius eine – an heutigen wie auch bereits an aufklärerischen Maßstäben gemessenen – „verquere“ Auffassung von der Bandbreite der Freiheit seines Volkes. Standesschranken und die Vorzüge der mit dem Bürgerrecht Ausgestatteten dominierten – trotz *libera res publica* – bekanntlich das tagespolitische Geschehen; dennoch markierte für ihn (wie auch für die gelehrte Öffentlichkeit) die privilegierte Minderheit der zur Partizipation Berechtigten einen wichtigen Meilenstein hin zu einem liberalen Staat.

Die Überwindung eben dieser Schranken führte zu Beginn der Aufklärung zu einem Umdenken, welches in der Parole *liberté, égalité, fraternité* der französischen Revolution gipfelte: Das Streben nach Freiheit, in einer gleichgestellten Gemeinschaft verwirklicht. Um die Realisation dieses scheinbar utopischen Vorhabens voranzutreiben, wurde auch eine mögliche juristische Grundlage, aufs Genaueste geprüft – woraus unter anderem der Kontraktualismus resultierte. Zudem bewirkte der Einfluss der christlichen Lehre eine Adaption des Bundes zwischen Gott und den Gläubigen im politischen Kontext. Locke spinnt diese Anstöße insofern weiter, als er das Individuum im Naturzustand als ein von Gott mit allen Rechten (*life, liberty, property*) ausgestattetes Wesen der Schöpfung betrachtet,

welchem die Vernunft gerechtes und moralisches Handeln ermögliche. Im Gegensatz zu manchen anderen Gesellschaftsvertragstheoretikern vertritt er ein positives Menschenbild, ganz im Sinne der Aufklärung. Der Mensch sei nicht von Grund auf selbstsüchtig (*homo homini lupus est* – Thomas Hobbes), sondern lediglich in seltenen Fällen unvernünftig und rufe dadurch den Kriegszustand („Zustand der Feindschaft und Vernichtung“; Locke 14) hervor. Als soziales Wesen schließt das Individuum sich in einer Gruppe zusammen, um dem unsicheren Naturzustand zu entkommen und den Kriegszustand zu vermeiden (vgl. Locke 59). Im Zuge dieses Sozialisierungsprozesses werden die Rechte aller Mitglieder in einem Gesellschaftsvertrag („[D]aß man mit anderen Menschen übereinkommt, sich zusammen[schließt] und in eine Gesellschaft [vereinigt]“; Locke 73) festgehalten. Die Vergesellschaftung schreitet bei Locke wie folgt voran: „Die erste Gesellschaft war die Gesellschaft von Mann und Frau. Sie setzt den Anfang für diejenige von Eltern und Kindern, welcher sich mit der Zeit die von Herr und Knecht zugesellte“ (Locke 59). Um der gesetzgebenden Gewalt keinen Raum für eine Parteinarbeit zu geben, werden zwei voneinander unabhängige Gewalten kreiert: Die Legislative und Exekutive, wobei die Entscheidungen des Staates auf der Basis der Zustimmung der Mehrheit umgesetzt werden. Allgemein sei jedoch „[j]edwede Regierungsform möglich, die zeitliche Begrenzung [sei] entscheidend“ (Locke 99ff.).

Gesellschaftlich wirken dieselben Mechanismen:<sup>5</sup> Durch Eheschließung gehen Mann und Frau einen „freiwilligen Vertrag“ ein (Locke 59), bei dem sie einander gleiche Rechte und deren Ausübung zugestehen (bürgerlicher Haushalt). In ihrer Rolle als Eltern übernehmen sie für ihre Kinder die gottgegebene Übertragung der Naturrechte und die Verantwortung für deren Schutz („Kinder sind [...] nicht in diesem

Abb. 3: Der Locke'sche Kontraktualismus – Freiheit in Natur-, Kriegs-, und Gesellschaftszustand.



vollkommenen Zustand der Gleichheit geboren, [s]ie sind aber gleichwohl für ihn geboren [Hervorheb. d. Verf.]“; Locke 59).

Zum Vergleich an dieser Stelle noch einmal die Zusammenfassung zu Livius' kontraktualistischen Ansätzen: Sowohl der Sozialisierungsprozess als auch der Schwur des Volkes deuten eine Art „Übertragung“ der neu gewonnenen *libertas* auf die staatlichen Vertreter des Volkes an. Die zeitliche Begrenzung ihrer Herrschaft bildet die entscheidende Komponente ihrer Legitimität. Im Gegensatz zu Locke setzt Livius das vernunftgeleitete Denken allerdings nicht von Natur aus voraus: Die Bevölkerung muss erst von ihren Rechten und dem verantwortlichen Umgang mit ihnen unterrichtet werden, weshalb der Republik eine autokratische Königsherrschaft vorangeht und diese quasi die Rolle Gottes in Lockes Theorie übernimmt.

Im 21. Jahrhundert stellt Ernst-Wolfgang Böckenförde schließlich die Prämissen von Freiheit im Kontext der bundesrepublikanischen Verfassung auf:

1. „Freiheit muß, damit sie Bestand und Sicherung erhält, als Recht formuliert und anerkannt werden“ (Böckenförde 42).
2. „Das Recht muss Freiheit in sich enthalten“ (Böckenförde 44).
3. Freiheit sei in ihrer „Verwiesenheit auf, Abhängigkeit von und Begrenzung durch andere Menschen“ zu begreifen (Böckenförde 42).
4. Das Recht sei dazu geschaffen, „die Grenzen des Dürfens, Müssens und Könnens der einzelnen im Verhältnis zueinander sowie im Verhältnis zum Staat zu bestimmen“ (Böckenförde 43).

Ebenso wie Livius und Locke sieht der ehemalige bundesdeutsche Verfassungsrichter den Schutz der Freiheit des Individuums im „Zwangskostüm“ eines Grundrechtekatalogs sichergestellt, welcher den Missbrauch der angeborenen und staatlich gewährten Rechte, zum Schaden der Gesellschaft, verhindern bzw. verfolgen soll. Ich möchte in diesem auch von Joachim Gauck aufgezeigten Sinne schließen, dass „Freiheit, Verantwortung und Toleranz“ sowohl gesellschaftlich als auch politisch unabdingbar miteinander verbunden sind. Gauck führt damit das Staatsverständnis von Livius, Locke und Böckenförde im Sinne einer gemeinschaftlichen Übereinkunft auf der Grundlage eines Gesellschaftsvertrages zusammen. Über Jahrtausende hinweg wurde das Wesen der Freiheit immer in demselben Kern begriffen: Um sie ungestört genießen zu können,

muss man sie teilen; um sie zu bewahren, muss man ihr Zügel anlegen.

Da die Abbildungen leider nur als Rastergraphiken exportiert werden konnten, ist die Darstellung in diesem Artikel nicht optimal. Bei Interesse an den Originaldarstellungen werden Ihnen diese gerne zur Verfügung gestellt. ([nowak-lara\[at\]gmx.de](mailto:nowak-lara[at]gmx.de))

**Verwendete Literatur:**

**Primärtexte mit Quellenangabe:**

Livius, Titus. *Ab urbe condita*. Libri I-V. Römische Geschichte. 1.-5. Buch. Lateinisch / Deutsch. Übers. v. Robert Feger, Ludwig Fladerer und Marion Giebel. Hg. v. Marion Giebel. Stuttgart 2015.

Locke, John. *Über die Regierung* (The Second Treatise of Government). Übers. v. Dorothee Tidow. Hg. v. Peter Cornelius Mayer-Tasch. Stuttgart 1974, bibl. erg. 2003.

**Sekundärliteratur:**

Böckenförde, Ernst-Wolfgang. *Recht, Staat, Freiheit: Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte*. Erw. Ausg. Frankfurt a.M. 2006.

Celikates, Robin / Gosepath, Stefan. *Grundkurs Philosophie, Band 6: Politische Philosophie*. Stuttgart 2013.

Gauck, Joachim. *Freiheit: Ein Plädoyer*. München 2012.

Heldmann, Konrad. *Livius über Monarchie und Freiheit und der römische Lebensaltervergleich*, in: WJA Würzburger Jahressausgaben 13 (1987), 209-230.

Sommer, Michael. *Römische Geschichte. Erster Band. Rom und die antike Welt bis zum Ende der Republik*. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2013.

1. Gauck 1.
2. Livius spricht in seiner *Ab urbe condita* von 509 v. Chr. als Umbruchsjahr hin zur Republik, die moderne Forschung geht allerdings davon aus, dass die *libera res publica* sich erst in der ersten Hälfte des 5. Jhd. v. Chr. entwickelt habe. Dazu vgl. Sommer 75-80.
3. Zur Einordnung des *regnum* und „dessen degenerierte[r] Sonderform, [der] Tyrannis“ s. Heldmann 213ff.
4. Burck beschreibt die *libertas*, welche ja in der Wende um 509 v. Chr. voll erstarkt und den republikanischen Charakter in seinen Ursprüngen begründet, als „gefühlsmäßig unmittelbar gegenwärtig, [...] eine lebendige Kraft“; 52.
5. Locke gibt hier zu bedenken, „[w]ie groß die Ähnlichkeit einer Familie nach Ordnung, Ämtern, und Zahl mit einem kleinen Staatswesen auch sein mag, sie ist doch in Verfassung, Gewalt und Zielsetzung weit von einem Staat entfernt“ (64).

## Zwischen Kür und Pflicht

EIN INTERVIEW MIT FRITZ FELGENTREU – VON CAROLINE WAHL

**D**ie *Nexus*-Redaktion durfte sich bei ihrem Aufenthalt in Berlin über ein Treffen mit Dr. Fritz Felgentreu freuen, der seit 2012 stellvertretender Landesvorsitzender der Berliner SPD ist. Von 1989 bis 1995 studierte er Klassische Philologie an der Freien Universität Berlin (FU). 1998 promovierte er und absolvierte 2008 seine Habilitation in Klassischer Philologie und Neulatein. Im WiSe 2008/2009 übernahm er für Griechisch und im WiSe 2011/2012 für Latein die Lehrstuhlvertretung an der RUB. Bis heute gibt er regelmäßig an der FU in Berlin Seminare. Von der Bewältigung, einen Spagat zwischen der Klassischen Philologie und der Politik zu machen, hat er uns im folgenden Interview berichtet.

**I. Sie haben an der FU Latein, Russisch, Psychologie und Griechisch studiert. Wie kamen Sie dazu, eine so außergewöhnliche Kombination zu studieren?**

[...] Weil ich in der Schule kein Griechisch hatte und dachte, ich wollte irgendetwas Literaturwissenschaftliches machen und war neugierig, ob ich manche Erkenntnisse der Psychologie für die Literaturwissenschaft verwenden kann. So kam erstmal diese Ursprungskombination Latein, Russisch und Psychologie zusammen und dann habe ich noch später Griechisch dazu genommen, weil ich merkte, dass es für die Philologie, wenn man sich stärker spezialisieren will, auch wichtig ist.

**II. Was gefällt Ihnen an Latein und Griechisch besonders?**

Ich habe mich einfach schon immer für die Antike begeistert. Schon als kleines Kind, also schon im Kindergartenalter. [...] Meine Eltern haben mir immer diese Schwab-Sagen erzählt; also nicht vorgetragen, sondern einfach in mündlicher Überlieferung. Damit ging das eigentlich los. Ich habe mit Begeisterung *Asterix* gelesen. [...] Das war für ich immer faszinierend und insofern habe ich ein bisschen mein Hobby zum Beruf gemacht.

**III. Wenn Sie eine Person in der Antike sein könnten, welche wäre das?**

Da gibt es viele, die ich interessant finde, aber eigentlich (überlegt) [...] von der Einstellung finde ich Horaz immer sehr schön. Mit dem kann ich viel anfangen.

Also ich glaube, nein; jeder ist sein eigener Mensch. Ich würde nicht mit ihnen tauschen, aber ich würde gerne viele von ihnen kennenlernen.

**IV. Sie waren sowohl als Dozent als auch als Lehrer tätig. Was hat Ihnen besonders gefallen: Die Tätigkeit als Lehrer oder als Dozent?**

Also es hat beides seine Vor- und Nachteile. Ich komme ja aus der Erwachsenenbildung von der Uni und habe das sehr genossen. Auch eine Gastprofessur in Bochum fand ich immer ganz toll. Aber der Unterricht in der Schule mit Jugendlichen, der ist so von der Art her ganz anders: Man muss in anderer Weise kreativ sein, um auch das Interesse der Schüler wach zu halten [...]. Das ist aber eine ganz andere Form, zu arbeiten. Mir hat beides sehr große Freude gemacht. Was mir von den drei Sachen am wenigsten Spaß gemacht hat, war eigentlich der Forschungsbereich. Also das war das, wofür ich am Anfang die größte Begeisterung hatte; aber nachdem meine Neugier in vielen Bereichen so ein bisschen gestillt war, fand ich das Lehren motivierender als das Forschen. Ich habe mit dem Forschen nie aufgehört und immer weiter publiziert, aber die Freude daran, die ging im Vergleich zur Freude an anderen Tätigkeiten dann im Laufe der Zeit mehr zurück. Also Lehrer ist ein total toller Beruf.

**V. Wir haben es eben schon von Ihnen gehört: Sie waren an der RUB tätig. Was hat Ihnen an der RUB denn am meisten gefallen?**

Wirklich die Leute. Ich fand die Studenten waren unheimlich nett und interessiert und die Kollegen waren auch sehr angenehm, was mir da am besten gefallen hat. Ich muss sagen, ich fand auch die Architektur der Uni gar nicht so schlecht. [...] Eigentlich finde ich, ist sie da wunderschön an den Hang gebaut und der Blick aus dem Gebäude heraus ist großartig und es ist eine moderne Universität. [...] Was ich verwirrend fand, waren halt die Bezeichnungen der Räume. Aber ansonsten muss ich sagen, ist es, glaube ich, ein Ort, an dem man gut studieren kann und eben auch gut arbeiten kann [...].

**VI. Wir finden besonders Ihren Werdegang sehr interessant. Konnte das Studium Sie bei Ihrem Erfolg als Politiker unterstützen oder war es maßgebend dafür?**

Also ich glaube, ich war immer ein politischer Mensch. [...] Als ich 24 Jahre alt war, da bin ich in die SPD eingetreten und habe da dann von Anfang an aktiv mitgemacht, aber ich glaube schon, dass meine politische Erfahrung mir geholfen hat, manche antiken Autoren besser zu verstehen. Und andersherum, dass ich aus der Beschäftigung mit so Leuten wie Cicero oder auch sehr politischen Dichtern wie Vergil und Horaz einiges mitgenommen habe, was dann wiederum hilfreich ist für meine politische Tätigkeit. Auch aus der griechischen Literatur und der Beschäftigung mit der attischen Demokratie im Vergleich zu unserer, [habe ich einiges mitgenommen]; beispielsweise Thukydides zu lesen, aber auch solche Autoren wie Libanios oder Claudian. Wenn man sich mit politischer Kommunikation und der Spätantike beschäftigt und wie die ihre Botschaften absetzen und ihr Publikum erreichen, dann hilft es, sich dabei Gedanken über die Rahmenbedingungen der politischen Kommunikation in unserer Zeit zu machen. Also ich finde, es gilt eigentlich für alle Lebensbereiche, dass die Antike genug Informationen, genug Texte, genug Quellen bietet, um dem eigenen Leben einen Spiegel vorzuhalten, aus dem man dann etwas lernen kann.

**VII. Was waren die Gründe dafür, dass Sie politisch aktiv werden wollten? Gab es dafür einen bestimmten Grund oder einfach aus Interesse?**

Ich habe mich immer dafür interessiert. Auch schon als Jugendlicher, als ich dann noch nicht Mitglied in irgendeiner Partei war. Initialzündung war dann eine ähnliche Zeit wie heute, wo auf einmal in Berlin eine rechtsradikale Partei, die Republikaner, sehr erfolgreich war. Da wollte ich etwas gegen unternehmen. Deswegen bin ich dann damals in die SPD eingetreten und so fing das mal an. Aber eigentlich denke ich, in der Demokratie ist Politik ein bisschen Bürgerpflicht. Da bin ich tatsächlich irgendwie von Cicero geprägt. Wenn man das Proöm bzw. die *praefatio* zu *De officiis* liest oder *De re publica*, dann kommt man zum Ergebnis: Man kann nicht einfach, man muss auch selber mitmachen; vor allem der Einleitungsteil von *De re publica* legt das mit guten Argumenten sehr nahe. Aber ich muss sagen: In der Gewichtung ist die Altertumswissenschaft für mich auch immer mehr die Kür und die Politik ist eher Pflicht. Das muss ich schon sagen. Die Altertumswissenschaft habe ich mehr so aus urinnerer Begeisterung mitgenommen und die Politik mehr so aus Pflichtbewusstsein.

**VIII. Wollten Sie schon immer in den Bundestag?**

Ich habe schon als Jugendlicher gern diese Debatten verfolgt, diese Wortgefechte zwischen Herbert Wehner

und Franz Josef Strauß und solche Sachen. Das fand ich immer toll. Ja und dann da mit dabei zu sein, das war bestimmt immer so eine romantische Vorstellung. Das läuft heute ein bisschen anders ab, aber eine gewisse Faszination hatte das dann schon damals für mich.

**IX. In ihrer Politik machen Sie sich auch besonders für Kitas und Schulen stark, um eine Bildungsgerechtigkeit zu schaffen. Was sagen Sie aber zum Zugang der Universität: Studenten bekommen in Deutschland BAföG, das abhängig vom Lohn der Eltern ist. In Skandinavien ist das beispielsweise nicht der Fall. Was halten Sie davon?**

Wir hatten als Jusos immer die Forderung, dass BAföG sozusagen einkommensunabhängig von den Eltern gezahlt werden sollte, was ich vom theoretischen Ansatz her auch überzeugend finde. Ich glaube nur, dass es in der Praxis wahrscheinlich schwer vermittelbar ist. Vom Grundgedanken her finde ich das nach wie vor richtig. Wenn man das finanzieren kann, dann sollte man in die Richtung gehen, damit auch eine echte Unabhängigkeit der Studentinnen und Studenten da ist.

**X. Das BAföG stellt einen Versuch dar, mehreren Menschen einen Zugang zur Universität zu ermöglichen. Es gibt so eine Maßnahme nicht für die weitere akademische Laufbahn. Wenn man z. B. nach dem Master promovieren möchte, gibt es ja nicht so etwas wie BAföG, das einen unterstützt. Stattdessen muss man oft auf eine Anstellung oder ein Stipendium hoffen. Endet dann nicht ein Stück die Bildungsgerechtigkeit?**

Das ist eine gute Frage. Also eigentlich gibt es sozusagen eine Pflicht des Staates – finde ich – bis zum ersten Abschluss bzw. bis zum Abschluss einer Berufsausbildung sicherzustellen, dass Bildung kostenfrei ist. Wenn man aber über den ersten Abschluss hinausgeht, sehe ich diese Verpflichtungen nicht mehr in der gleichen Form. Ich denke, es ist ja auch für eine Doktorandin oder einen Doktoranden so eine Situation, wenn dann der erste Abschluss da ist und man feststellt: Das, was ich jetzt als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler anzubieten habe, reicht aber nicht dafür aus, ein Stipendium oder eine Anstellung zu kriegen ... Vielleicht ist man dann ja mit der Promotion auf dem Holzweg und sollte dann lieber ins Berufsleben einsteigen. Das könnte auch ein Fingerzeig sein, dass es dann doch nicht der richtige Weg ist; oder man macht das dann für sich selber. Wenn man es für sich selber macht, dann ist es auch nicht illegitim, wenn der Staat dann sagt: Ja, dann musst du auch wenigstens deinen Lebensunterhalt selber finanzieren und wir stellen dir immerhin die Universität, den Doktorvater oder die

Doktormutter, die Bibliothek; all das stellen wir dir auch weiterhin kostenlos zur Verfügung. Du kriegst einen Studentenausweis, mit dem du Vergünstigungen hast, im Straßenverkehr, bei dem Besuchen von Kultureinrichtungen [...]. Und es wird ja weiter gefördert. Es geht ja da nur um den Lebensunterhalt. Ich weiß nicht, ob man Doktoranden-BAföG dann rechtfertigen kann [...]

#### XI. Wenn Sie etwas an unserer Regierung ändern würden, was wäre das?

[...] Ich bin ja Wahlkreisabgeordneter aus einem sozial relativ schwachen Milieu in Berlin, aus Berlin-Neukölln; wo ich, wenn ich die Lebensumstände unter den Jugendlichen, die in Berlin-Neukölln groß werden, mit den bürgerlichen Stadtteilen vergleiche, immer wieder feststelle: Wir müssen vor allen Dingen in die Institutionen investieren, vor allem Kita und Schule stärken. Im Prinzip brauchen wir Kitas, die die Kinder so fördern können, dass sie mit ausreichenden Sprachkenntnissen

in die erste Klasse kommen, sodass sie vom ersten Tag dann dem Unterricht vernünftig folgen können. Das wäre das Ziel der Kita. Und die Schule müsste so organisiert sein, dass alle Kinder und Jugendlichen, wenn sie die Schule verlassen, auf schon komplett den nächsten Schultag vorbereitet sind. Dass sie also nicht darauf angewiesen sind, ein häusliches Umfeld zu haben, wo sie dann auch in Ruhe und ungestört lernen können oder Eltern zu haben, die ihnen Nachhilfe finanzieren können oder so etwas. Diese Eltern wird es immer geben und die Jugendlichen, die so gefördert werden, denen sei das gegönnt, aber ich sehe die staatliche Aufgabe darin, alle anderen ebenso zu fördern, dass sie ja wie gesagt jeden Nachmittag, nachdem sie die Schule verlassen, auf den nächsten Schultag schon gut vorbereitet sind. Das geht nur in Ganztagschulen und an den Ganztagschulen müssen bestimmte materielle und soziale Verhältnisse auch gewährleistet sein. Ich bin sehr für kostenloses Schulessen, Frühstück und

Mittagsessen, ich bin dafür, dass es an diesen Schulen immer mindestens einen, am besten mehrere Sozialarbeiter gibt, dass man den Unterricht so organisiert, den Betreuungsschlüssel zwischen Schülern und Lehrern so hat, dass man in möglichst vielen Klassen eine Doppelsteckung machen kann – zwei Lehrer in einer Klasse, die dann leistungsdifferenzierten Unterricht machen können, und, und, und. Also da gibt es riesige Möglichkeiten, die Qualität der deutschen Schulen insgesamt über die ganze Republik hinweg zu verbessern, und das sehe ich als unsere staatliche Aufgabe an. Das Ziel der Schule muss dann eigentlich sein, dass alle Kinder, alle Jugendlichen die Schule verlassen – sei es mit Abitur,



Die Nexus-Redaktion zu Besuch bei dem Bundestagsabgeordneten Dr. Fritz Felgentreu.

sei es mit einem anderen Abschluss und das mitbringen: die Kenntnisse mitbringen, die sie brauchen, um entweder einen Studienplatz oder einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Eigentlich darf es Jugendarbeitslosigkeit gar nicht geben. [...] Da sind wir besser als viele andere europäischen Länder, aber wir sind trotzdem, gerade wenn man das in der sozialen Ausdifferenzierung betrachtet, nicht so, wie ich mir das wünschen würde. In Neukölln beispielsweise verlassen 15%

der Schüler die Schule ohne Abschluss und kriegen dann natürlich auch in der Regel keinen Ausbildungsplatz. Das ist praktisch ausgeschlossen. Ja, wenn man dann auf dem Niveau der früheren Hauptschule ist – heute nennen wir das in Berlin Berufsbildungsreife, das ist also der Hauptschulabschluss –, die haben es auch wesentlich schwer, Ausbildungsplätze zu finden. [...] Das ist eben – wie ich meine – ein großes soziales Problem. Deswegen bin ich kein großer Freund von Maßnahmen wie Kindergeldern oder so, aber wenn in einem sozialen Umfeld groß wird, das nie gelernt hat, Kinder und Jugendliche gut zu fördern, dann lernen die das auch nicht dadurch, dass sie 25 Euro Kindergeld mehr im Monat haben. Nein, aber wenn die alle richtig starke Kitas oder eine richtig starke Schule als Partner an der Seite haben, dann haben die Kinder eine Chance. Die Institutionen sind erheblich für die Herstellung von Chancengleichheit. Und da würde ich gerne ansetzen.

## Ein Blick hinter die Kulissen der Lateinischen Theater-AG zu Köln

EIN BERICHT DER KÖLNER THEATER-AG

**D**er Student der klassischen Philologie hat ja – abgesehen von seinen sonstigen Vorzügen<sup>1</sup> – gegenüber seinen Kommilitonen aus den neuen Philologien einen weiteren Vorteil: Ein verpflichtender Auslandsaufenthalt bleibt ihm erspart. Anglisten müssen fort nach London und York, Romanisten nach Paris und Sevilla, aber der Lateiner? Kann entspannt in seiner heimatlichen Bibliothek bleiben. Er hat aber auch einen Nachteil: Der verpflichtende Auslandsaufenthalt bleibt ihm erspart! Anglisten dürfen nach London und York, Romanisten nach Paris und Sevilla, aber der Lateiner? Muss zu Hause in derselben alten Bibliothek bleiben! Wo sollte er auch hin? Rom ist mittlerweile den Romanisten anheimgefallen, der Vatikanstaat zu klein, um deutschlandmüde Altertumskundler aufzunehmen, und Griechenland hält leider auch nicht mehr am Klassisch-Attischen fest. *O tempora, o mores!*

Die Studenten des Instituts für Altertumskunde der Universität zu Köln können dieses Dilemma zwar auch nicht aus der Welt schaffen, haben aber trotzdem ein Angebot zu machen, Latein außerhalb von Oxford- und Teubnerausgaben zu erleben: Die Lateinische Theater-AG der Universität zu Köln!

2009 von Studenten der Klassischen Philologie nach dem Vorbild der traditionsreichen, aber inzwischen leider aufgelösten Lateinischen Theatergruppe der Universität Trier gegründet, bringt sie seitdem mit viel Enthusiasmus antike Theaterstücke in Originalsprache auf die Bühne. Eine ähnliche Gruppe gibt es in Deutschland sonst nur noch – unseres Wissens nach – in Mainz.

In Köln jedenfalls kann man auch heute noch das Vergnügen genießen, die Sprache der alten Römer einmal gesprochen, noch dazu flüssig gesprochen und in eine lebendige Inszenierung eingebaut, zu erleben. Um das Verstehen zu erleichtern und um keine lateinunkundigen abzuschrecken, gibt es aber bei jeder Aufführung auch Obertitel in deutscher Sprache.

Seit 2009 hat die Lateinische Theatergruppe mittlerweile fünf Theaterstücke in zwölf Aufführungen über die Bühne gebracht: Dabei lag der Schwerpunkt meist auf Plautus gewissermaßen als Hausautor, aber allein

darauf beschränkt hat man sich nicht: So war die erstmalige Aufführung einer griechischen Komödie, nämlich „Die Frösche“ von Aristophanes, im Sommer 2014 ein großer Erfolg. Auch das letzte Stück der Theatergruppe, die „Adelphen“ von Terenz, wurde im Juli 2016 mit großem Erfolg an fünf Terminen in der Studiobühne der Universität zu Köln aufgeführt. Als nächstes auf dem Spielplan ist aber wieder Plautus, und zwar der „Miles Gloriosus“, das wohl bekannteste seiner Werke. Ein Termin steht leider noch nicht fest, aber es wird bereits fleißig geübt und geplant. Anfangs war der Modus Operandi bei der Inszenierung der Stücke noch, ein antikes Setting beizubehalten; bei den „Adelphen“ wurden allerdings neue Wege beschritten und Setting und Kostüme an die 50er Jahre (des 20. Jahrhunderts n. Chr.) angelehnt.

Das originale Versmaß wird prosaisch gehandhabt, indem man es ignoriert. Als Ausgleich gab es aber, gerade bei der Inszenierung der „Frösche“, starke Musikeinlagen, auch mit Tanzeinlagen. Solche Musikeinlagen werden immer mit viel Enthusiasmus eingeübt und vom Publikum positiv aufgenommen. Üben und Aufführen ist dabei aber noch nicht alles: Erst einmal muss auch Musik zu existierenden Gesängen geschrieben werden; im Falle der „Adelphen“ wurden auch Gedichte von Catull in das Stück eingebaut.

Erledigt hat diese viel alphilologische Hintergrundwissen und musikalisches Fingerspitzengefühl erfordernde Aufgabe lange Zeit Volker Schaper, welcher – als Veteran der Trierer Theatergruppe – auch Gründer und ehemaliger, langjähriger Leiter der Kölner Theatergruppe ist. Nach dem fulminanten Erfolg der „Adelphen“ hat Schaper sich zum Bedauern der übrigen Mitglieder von der Leitung der Theatergruppe zurückgezogen, steht aber immer noch als Ratgeber bereit. Nunmehr haben Jonas Schäfer und Sarah Halaczki die Regie inne, während Denise Bergen die organisatorische Leitung übernommen hat.

#### Wie sieht die Arbeit der Lateinischen Theatergruppe zu Köln aus?

Traditionsgemäß beginnen die Treffen im Vorfeld einer Aufführung stets mit Auflockerungsübungen, die den inneren Schauspieler wecken und Spaß machen. In der Anfangsphase gibt es zuerst immer „Trockenproben“ auf Deutsch, damit der Handlungsablauf sitzt, dann wird

der lateinische Originaltext einstudiert. Während dies noch anderen Theatergruppen ähnelt, ist bei der Lateinischen Theatergruppe immer auch ein Anteil philologischer Arbeit dabei: Bevor dies alles passieren kann, muss zuerst immer eine Textfassung erstellt werden. Dazu müssen unklar und unvollständig überlieferte Textstellen geklärt werden. Verständnislücken, die sonst durch Fußnoten gedruckter Fassungen oder eigens geschriebene Kommentare geschlossen werden, müssen aus dem Geschehen auf der Bühne heraus verständlich werden. Denn Regieanweisungen, an denen man sich orientieren könnte, gab es ja in der Antike nicht. Bei Bedarf wird der Text auch manchmal gekürzt.

Außerdem müssen natürlich Requisiten und Kostüme erstellt werden. Dazu muss kreativ gedacht, aber auch kreativ gearbeitet werden. Welches Bühnenbild wird gebraucht, damit die Handlung funktioniert? Wie

können Stand und Persönlichkeit der Charaktere an ihren Kostümen sichtbar werden?

All diese Aufgaben erfordern wieder freiwilliges Engagement der Theatergruppenmitglieder, die gerne auch Extraschichten einlegen, um Boote und Altäre für die Bühne zu bauen. Dass all dies kein unerwünschter Zusatzaufwand ist, sondern den Beteiligten auch großen Spaß macht, sieht man zusätzlich daran, dass auch Kommilitonen, die den Studiengang mittlerweile gewechselt haben, noch immer dabei sind. Wenn dann der Tag der Aufführung näher rückt, wird in Veranstaltungen des Instituts fleißig Werbung dafür gemacht, aber auch in Schulen und Universitäten außerhalb. Das Besucherecho war bei den bisherigen Stücken stets positiv, auch bei solchen, die selber keinen altphilologischen Hintergrund haben.

<sup>1</sup> bspw. Bescheidenheit.

## Ad Dionysium<sup>1</sup> quendam

### An einen Deniz, dessen Namenspatron Dionysos ist

EIN GEDICHT VON ANNA ELISSA RADKE

*Dionyse nigra aegide,  
quem vinxisse prius turba superbiit  
latronum puerum putans  
claudendum facile carcere in infimo.*

*Piratas tamen impios  
in pisces tacitos vertere numinis  
diva voce potes tua,  
Liber, innocuos carcere libera!*

O Dionysos, schwarzgelockt<sup>2</sup>,  
über den triumphiert hatte die Räuberschar<sup>3</sup>  
und schon meinte, der junge Gott  
wär' im tiefsten Verließ leicht wegzusperren auch,

doch es wurden die Ruchlosen  
stumm wie Fische, allein durch deines Worts Gewalt,  
o Erlöser Dionysos,  
lös' die Fesseln und mach frei alle Unschuld'gen!

<sup>1</sup> Deniz Yücel, a.1973 natus, turco-germanicus diurnarius fuit sine criminatione in carcere Constantinopolitano a.2017/18 (Deniz Yücel, geb. 1973, ein türkisch-deutscher Journalist, der ohne Anklage in einem Istanbuler Gefängnis saß von 2017-2018)

<sup>2</sup> Dionysos hatte den Beinamen „Melanaigis“ (der mit dem schwarzen Fellpanzer)

<sup>3</sup> In der griechischen Mythologie gerät der junge Dionysos in die Gefangenschaft von Seeräubern, die er aber bestraft, indem er sie in Fische verwandelt.

## Ad Personam ... Arnold Bärtschi

**I. Zu Griechisch und Latein bin ich gekommen ...** dank meines Vaters, der ganze Wochenenden im Duliker Wald verbracht hat, um mit dem Metalldetektor römische Münzen aufzuspüren, dank meiner Mutter, die mit mir zum Römertag nach Augusta Raurica gefahren ist, und dank meiner Griechisch- und Lateinlehrer am Gymnasium, die mir nicht nur antike Sprachen, sondern auch antike Literatur und Kultur mit flammender Leidenschaft vermittelt haben.

**II. Mein Cognomen wäre ...** Ludens.

**III. Dieses Buch lege ich nicht mehr aus der Hand:** Homers *Ilias*.

**IV. Wenn ich für einen Tag eine andere Person sein könnte, wäre ich ...** Batman.

**V. Das ist das Beste, was ich je gelesen/gehört habe:** Γνωθι σεαυτόν – „erkenne dich selbst“ (Inscription am Apollontempel in Delphi).

**VI. Hier fühle ich mich am wohlsten:** Wenn ich im Sommer zuhause auf unserem Balkon sitzen und kreativ sein kann.

**VII. Mein lateinisches Lieblings(sprich)wort ist ...** *at tuba terribili sonitu taratantara dixit!* – „Aber die Trompete schmetterte mit schrecklichem Klang taratantara!“ (Ennius fr. 451).

**VIII. Diesen Film könnte ich tausendmal anschauen:** *Der Herr der Ringe*.

**IX. Diese drei Dinge würde ich auf meiner Zeitreise aus der Antike zurück in die Zukunft heimlich mitgehen lassen:** Einen Beutel voller Zähne des thebanischen Drachen, um eine eigene Spartenarmee züchten zu können, einen Aschenbecher aus Atlantis, eine Gesamtausgabe des Epischen Kyklos.

**X. Meine Highlights des Jahres ...** waren bisher der Forschungsaufenthalt in Cambridge sowie der Abschluss meiner Promotion und derjenigen meiner Frau.

**XI. Der größte Schurke der Antike ist für mich ...** Cato der Ältere, der unter dem harmlosen Anschein greisenhafter Starrköpfigkeit unablässig einen Genozid an den Karthagern eingefordert hat.

**XII. Meine Superkraft ist ...** Diplomatie.



**XIII. Das will ich unbedingt noch machen:** Belletristische Romane veröffentlichen.

**XIV. Mein Lieblingscharakter der Antike ist ...** Obelix.

**XV. Damit macht man mir eine Freude:** Wenn man mit mir Strategiespiele zockt oder über Popkultur fachsimpelt.

**XVI. Mein Lieblingsessen ist:** St. Galler Olma-Bratwurst mit Zwiebelsauce und Spaghetti.

**XVII. Mit 1 Million Euro würde ich ...** einen eigenen Verlag für junge Autor\*innen gründen.

**XVIII. Wenn ich mir einen anderen Beruf aussuchen müsste, wäre ich ...** Kriminalinspektor.

**XIX. Damit kann man mich jagen:** Wandern (als Angehöriger der Schweizer Armee wurde ich unbarmherzig durch das an und für sich wunderschöne Emmental gehetzt...).

**XX. Meine verborgenen/geheimen Talente sind ...** Dichten und Boxen.

Erstellt von Julia Jennifer Beine und Mirka Philipps



**Quid faciam?**

Einzeltermine ab dem 01.10.2018

QUIS?	QUID?	QUANDO?	UBI?	CUR?
Seminar für Klassische Philologie, Freunde der Klassischen Studien an der RUB e.V.	<b>Fortsetzung der Reihe <i>Faszination Mischwesen</i></b>	Di., 12.02.2019, Di., 12.03.2019, Di., 09.04.2019, Di., 14.05.2019, jeweils 16–18 Uhr	Blue Square Kortumstr. 90 (Eingang Passage Voswinkel/Wonderwaffel) 44787 Bochum	Freut Euch auf die Fortsetzung der Mischwesenreihe. Diesmal dürfen wir etwas von der Chimäre, von Wolverine und noch von vielen weiteren Mischwesen hören. Ihr dürft also gespannt sein.
Theater Dortmund	<b><i>Aida</i> von Giuseppe Verdi</b> Opera in vier Akten von Giuseppe Verdi Libretto von Antonio Ghislanzoni In italienischer Sprache mit deutschen Übertiteln. Regie: Jacopo Spirei Dramaturgie: Merle Fahrholz, Laura Knoll	Premiere Fr., 05.10.2018, 19:30 Uhr, Einführung 18:45 Uhr; weitere Termine werden auf der Homepage des Theaters bekannt gegeben	Theater Dortmund Theaterkarree 1–3, ehem. Kuhstraße 12 44137 Dortmund	Verdis im Geiste der französischen großen Oper monumental angelegtes Meisterwerk gilt bis heute als eine der beliebtesten Bühnenkompositionen überhaupt. Verdi zollt der exotischen Couleur locale Ägyptens seinen Tribut, schließlich sollte das Werk anlässlich der Eröffnung des Sueskanals entstehen. Neben eindrucksvollen Massenszenen begeistern die detailliert ausgearbeiteten emotionalen und psychischen Konflikte der Figuren. Verdis <i>Aida</i> ist ein Bravourstück zwischen Monumentalität und Intimität.
Theater Dortmund	<b>2. Philharmonisches Konzert - Langsamer Abschied</b> Mit Werken von Sibelius und Elgar Dirigent: Daniel Blendulf Jean Sibelius: <i>Die Okeaniden</i> op. 73 Edward Elgar: Cellokonzert e-moll op. 85 Jean Sibelius: 7. Sinfonie C-Dur op. 105	Di., 23.10.2018, 20:00–21:45 Uhr, Mi., 24.10.2018, 20:00–21:45 Uhr; Einführung 19:15 Uhr	Konzerthaus Dortmund Brückstr. 21 44135 Dortmund	Das Konzert bietet die seltene Gelegenheit, Sibelius' <i>Okeaniden</i> kennenzulernen. Diese Tondichtung sticht aus dem Gesamtwerk des Komponisten hervor, da Sibelius als ‚der‘ finnische Komponist schlechthin vielfach die Folklore seines Landes verarbeitet hat. Dass sich sein Wirken aber nicht nur darauf beschränkt, zeigen die <i>Okeaniden</i> auf eindrucksvolle Weise. Hier hört man die Töchter des Meerergottes Okeanos durch das Wasser schwimmen, dazu flirrt und sirrt die Musik.
Musiktheater im Revier Gelsenkirchen	<b><i>Pericles</i> Drama von William Shakespeare</b>	So., 27.01.2019, 18:00 Uhr Sa., 18.05.2019, 19:30 Uhr	Musiktheater im Revier Kennedyplatz 45881 Gelsenkirchen	Die Inszenierung dieses selten aufgeführten Dramas erzählt die Geschichte des Prinzen aus der Antike aus der Sicht von vier Forschungsreisenden, die sich das abenteuerliche Leben von Pericles und seiner Tochter Marina durch ihr eigenes Spiel vergegenwärtigen. Für die Forscher stellen sich bei der Rekonstruktion der Reise existentielle Fragen: Ist das Leben vom Schicksal bestimmt? Von Vorhersehung? Oder geschah alles aus Pericles' freier Willensentscheidung? Das Spiel mit lebensgroßen Puppen und unterschiedlichen Theatermitteln unterstreichen den Fantasie-reichtum der Fabel.
Schauspielhaus Bochum	<b><i>Iphigenie</i></b> Text: Euripides, Regie: Dušan David Pařízek	Premiere Sa., 16.03.2019; weitere Termine werden auf der Homepage des Theaters bekannt gegeben	Schauspielhaus Bochum Königsallee 15 44789 Bochum	Der Regisseur: „Das Opfer, das es im Moment der Krise aufgrund der Staatsraison zu bringen gilt, konfrontiert uns mit den Ursprüngen unserer abendländischen Identität. Ethische Fragen, mit denen sich der Einzelne wie die Gesellschaft in Zeiten der Bedrohung konfrontiert sehen, individuelle und höhere Werte, das Mit- und Gegeneinander von Freiheit und Autorität werden von Euripides in <i>Iphigenie in Aulis</i> auf ihren primitiven Gehalt hin überprüft. Klar, verständlich und nachvollziehbar.“ (Schauspielhaus Bochum. 2018/2019, S.14.)

**Regelmäßige Termine im Wintersemester 2018/19**

QUIS?	QUID?	QUANDO?	UBI?
Klass. Philologie (Gräzistik)/ Archäologische Wissenschaften/ Transkulturelle Verflechtungen im antiken Mittelmeerraum	Interdisziplinäres Kolloquium zur Griechischen Antike	Di., 16–18 Uhr	RUB, Raum wird bekannt gegeben
Klass. Philologie (Gräzistik)/ Philosophie	Kolloquium antike und mittel- alterliche Philosophie	Do., 16–18 Uhr	RUB, Raum wird bekannt gegeben
Alte Geschichte/ Transkulturelle Verflechtungen im antiken Mittelmeerraum	Forschungskolloquium zur Alten Geschichte	Di., 16–18 Uhr	RUB, GA 04/149
Alte Kirchengeschichte, Patrolo- gie und Christliche Archäologie der Kath.-Theol. Fakultät	Vorlesung: Geschichte der Alten Kirche I.: Mission und Ausbreitung des Christentums. Der Primat des römischen Bischofs	Di., 12–14 Uhr	RUB, GA 03/142
Alte Kirchengeschichte, Patrolo- gie und Christliche Archäologie der Kath.-Theol. Fakultät	Vorlesung: Die ersten Christen Roms. Entstehung, Geschichte und Leitung der römischen Gemeinde	Di., 16–18 Uhr	RUB, GA 03/149
Alte Kirchengeschichte, Patrolo- gie und Christliche Archäologie der Kath.-Theol. Fakultät	Hauptseminar: „Nimm und lies!“ (Conf. VIII 12,29). Die Autobiographie <i>Confessiones</i> des Augustinus	Mo., 14–16 Uhr	RUB, GA 6/134

Erstellt von Julia Jennifer Beine, Jonathan Hartmann, Joana Kadir und Caroline Wahl

***Korrektur***

Liebe Leserinnen und Leser,

an dieser Stelle möchten wir noch die folgende Korrektur zur sechsten Ausgabe anbringen  
(kein Anspruch auf Vollständigkeit):

Druckausgabe, S. 51: „Frau Schwabe“ statt „Frau Schwaabe“.

Wir möchten uns im Namen der gesamten Redaktion für diesen Fehler entschuldigen.  
Wenn Euch diese Ausgabe gefallen hat, Ihr Anmerkungen oder Verbesserungsvorschläge habt, dann schreibt uns Euer  
Feedback einfach an [nexus\[at\]rub.de](mailto:nexus[at]rub.de).

Eure *Nexus*-Redaktion

*Nexus wants you!*

**Call for Papers**

Du möchtest deine Hausarbeiten nicht nur fürs heimatliche Bücherregal schreiben?

Du sprühst vor Ideen und hast Lust, über ein spannendes Thema zu schreiben?

Du hast einen spannenden Film gesehen oder ein fesselndes Buch mit Antikebezug gelesen?

Dann bist du bei uns genau richtig!

**Und so einfach geht's:**

Ran an den PC und losgetippt.

Anregungen, Tipps und unseren Leitfaden zum Schreiben eines *Nexus*-Artikels findest du auf unserer  
Homepage <https://nexus.blogs.ruhr-uni-bochum.de>.

Schick uns deinen Artikel für die nächste Ausgabe bis zum 15.11.2018 an [nexus\[at\]rub.de](mailto:nexus[at]rub.de).

Wir freuen uns auf deinen Beitrag!

Bei Fragen und Anregungen könnt ihr uns gerne persönlich (GB 2/147) oder per Mail kontaktieren.

**Call for Members**

Du interessierst dich für die journalistische Aufbereitung der Antike?

Dann besuch das *Nexus*-Team, schau hinter die Kulissen und bring deine Ideen ein!

Sammele bei uns erste Erfahrungen im Journalismusbetrieb und lerne mögliche Berufsfelder kennen.

Wir freuen uns immer über neue Gesichter! Kontaktiere uns einfach per Mail ([nexus\[at\]rub.de](mailto:nexus[at]rub.de)) oder  
persönlich (GB 2/147), lerne die *Nectentes* kennen und werde Teil des *Nexus*-Teams.

**NEXUS GIBT ES JETZT AUCH ONLINE UND ALS  
DOWNLOAD UNTER**

**[HTTPS://NEXUS.BLOGS.RUHR-UNI-BOCHUM.DE/](https://nexus.blogs.ruhr-uni-bochum.de/)**





gefördert vom Projekt  
inSTUDIES



im Rahmen des  
Qualitätspakts Lehre



an der

RUHR  
UNIVERSITÄT  
BOCHUM **RUB**